

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 2.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

1883

[1882]

Am Nordpol.

Nach dem Englischen von F. Olliverio.

(1. Fortsetzung.)

III.

Es war nicht leicht, Frau Grayford unter der Menge herauszufinden, und während Franz hier und da nach ihr suchte, bemerkte er einen Fremden, der, wie es schien, auch nach jemand anschaute. Es war ein ernstblickender, kräftig gebauter Mann in abgetragener, alter Uniform der Marineoffiziere. Seine auffallend entschlossene und selbstbewußte Weise zeigte unverkennbar den feingebildeten Mann. Er ging langsam durch die Gesellschaft und blickte jeder Dame forschend ins Gesicht, um sich dann mit enttäuschter Miene wieder abzuwenden. So näherte er sich dem Nebenzimmer — und trat nach kurzem Bedenken hinein — entdeckte hinter den Sträuchern und Blumen den Schimmer eines weißen Kleides — tat einige Schritte vorwärts, um die Dame erkennen zu können, und stand plötzlich mit einem Freudenschrei vor Clara.

Entsetzt sprang sie auf. Sprachlos, regungslos, wie zu Stein verwandelt stand sie ihm gegenüber, nur ihre Augen schienen zu leben und ihm zu sagen, daß sie Richard Wardour vor sich habe.

Er fand zuerst Worte.

„Mein Liebling, habe ich dich erschreckt? Ich vergaß alles über die Seligkeit, dich wieder zu sehen. Wir waren erst vor zwei Stunden Anker; ich frug nach dir, und nachdem ich erfuhr, du seiest hier auf dem Ball, verschaffte ich mir ein Billet. Gratulire mir, Clara! Ich bin avancirt und komme nun, dich als mein Weib heimzuführen.“ Entsetzlicher Schrecken malte sich bei diesen Worten auf ihrem Antlitz. Ein leises Rot färbte ihre Wangen, ihre Lippen bewegten sich.

„Erhielten Sie meinen Brief?“

Er fuhr zurück. „Einen Brief von dir? Nein, niemals.“

Das augenblickliche Ausleben erstarrte wieder auf ihrem Gesicht; sie wich einen Schritt vor ihm zurück und fiel auf einen Stuhl nieder. Erstaunt und erschrocken zugleich eilte er ihr zu Hilfe, sie aber lehnte sich fester an den Stuhl, als ob sie Richards Berührung scheute.

„Clara! Du hast mir noch nicht einmal die Hand gereicht! Was soll das bedeuten?“

Den Blick fest auf sie gerichtet, hielt er, Antwort erwar-

tend, inne, sein leidenschaftliches Temperament blitzte aus dem flammenden Auge und er wiederholte die letzten Worte in lauterem und strengem Tone:

„Was soll das bedeuten?“

Sein Ton verletzte sie und gab ihr den sinkenden Mut wieder; sie erwiderte:

„Es bedeutet, Herr Wardour, daß Sie sich von Anfang an im Irrtum befanden.“

„Wie so befand ich mich im Irrtum?“

„Sie lebten einer falschen Hoffnung und gaben mir keine Gelegenheit, Sie darüber aufzuklären.“

„Welcher falschen Hoffnung lebte ich?“

„Sie waren zu eilig und zu vertrauensvoll gegen sich selbst und gegen mich. Sie haben mich vollständig mißverstanden. Es tut mir sehr leid, Sie zu betrüben, ich muß aber Ihre Freuden wegen offen reden. Ich werde jederzeit Ihre Freundin sein, Herr Wardour; Ihr Weib aber kann ich niemals werden.“

Mechanisch wiederholte er ihre letzten Worte, war es ihm doch, als ob er sie nicht recht verstanden hätte.

„Du kannst niemals mein Weib werden?“

„Niemals!“

„Warum?“

Sie schwieg abermals. Die Unwahrheit konnte sie ihm nicht sagen; die Wahrheit zu gestehen, schämte sie sich.

Er beugte sich über sie und bemächtigte sich ihrer Hand, und diese festhaltend neigte er sich noch tiefer zu ihr, um auf ihrem Antlitz die Antwort zu lesen. Langsam verdüsterten sich während dessen seine Züge, denn er begann die Wahrheit zu argwöhnen.

„Clara, etwas hat dich mir gegenüber verändert. Es hat dich jemand gegen mich beeinflusst. Ist es — du zwingst mich zu der Frage — ist es ein anderer Mann?“

„Sie haben das Recht nicht, mich danach zu fragen.“

Ohne ihre Rede weiter zu beachten fuhr er fort:

„Hat sich jener andere Mann zwischen dich und mich gestellt? Ich spreche offen heraus, tue du es auch.“

„Ich habe gesprochen und habe nichts mehr hinzuzufügen.“

Es entstand eine Pause. Sie sah den warnenden Schein, welcher ihr das Feuer seines Innern verriet, in seinem Auge

heller und heller werden, sie fühlte wie seine Hand die ihre fester und fester umklammerte.

„Bedenke,“ begann er noch einmal, „bedenke es, bevor es zu spät ist. Dein Schweigen hilft dir nichts. Wenn du darin beharrest, so muß ich es als Zugeständnis hinnehmen. Hörst du?“

„Ja, ich höre.“

„Clara Burnham! Ich bin nicht der Mann, der mit sich spielen läßt. Clara Burnham, ich besteho darauf, die Wahrheit zu erfahren. Bist du falsch gegen mich?“

Sie fühlte mit dem richtigen weiblichen Gefühl die Beleidigung heraus, welche in der forschenden Frage lag, die ihr ins Gesicht die Wahrheit ihrer Worte bezweifelte. „Herr Wardour! Sie vergessen sich, wenn Sie von mir verlangen, Ihnen auf solche Weise Rechenschaft abzulegen. Ich habe Sie niemals ermutigt. Ich habe Ihnen niemals mein Wort gegeben —“

Leidenschaftlich unterbrach er sie, ehe sie mehr sagen konnte:

„Du hast dich während meiner Abwesenheit verlobt. Deine Worte verraten es! Deine Blicke verraten es! Du hast dich mit einem anderen Manne verlobt!“

„Und wenn ich es getan, welches Recht haben Sie, mir darüber Vorwürfe zu machen?“ entgegnete sie fest. „Mit welchem Recht kontrolliren Sie meine Handlungen?“

Die folgenden Worte erstarrten ihr auf den Lippen. Er ließ schnell ihre Hand sinken. Eine auffallende Veränderung ließ sich in seinen Augen wahrnehmen — eine Veränderung, welche ihr die grenzenlose, fürchterliche Leidenschaft verriet, die sie in ihm wachgerufen hatte. Sie las un deutlich ein etwas in seinen Zügen, was sie erzittern ließ — nicht für sich, für Franz.

Nach und nach verschwand die hochrote Farbe aus seinem Gesicht; seine tiefe Stimme versiel plötzlich in leisen, ruhigen Ton, als er die letzten Worte sprach:

„Sagen Sie nichts weiter, Fräulein Burnham — Sie haben genug gesagt. Ich habe meine Antwort — ich bin entlassen.“ Einen Augenblick schwieg er und legte, dicht an sie herantretend, die Hand auf ihren Arm, dann fuhr er fort:

„Es mag eine Zeit kommen, wo ich Ihnen vererbe. Dem Manne aber, der Sie mir geraubt hat, soll der Tag gereuen, an dem er Sie das erstemal sah.“

Darauf wandte er sich und verließ sie.

Als Frau Crayford wenige Minuten später in das Zimmer trat, kam ihr ein Kellner mit den Worten entgegen:

„Verzeihen Sie, Madame. Haben Sie vielleicht ein Niesstäschchen bei sich? Dort ist eine junge Dame soeben ohnmächtig geworden.“

IV.

Der folgende Morgen, an welchem die Schiffe die Anker lichten sollten, war hell und lustig. Frau Crayford, welche beschlossen hatte, ihrem Manne bis ans Ufer zu folgen und ihn von dort aus abfahren zu sehen, ging zuvor noch einmal nach Claras Zimmer, um zu hören, wie ihre junge Freundin die Nacht verbracht hatte. Zu ihrem höchsten Erstaunen fand sie dieselbe nicht im Bett, sondern wie sie selbst bereit zum Ausgehen.

„Was heißt das, liebe Clara? Warum folgst du nicht meinem Räte und bleibst ruhig im Bett, nachdem du vergangenen Abend so viel gelitten, nach dem Schreck bei dem Wiedersehen mit jenem Manne?“

„Ich kann nicht ruhen. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Warst du schon aus?“

„Nein.“

„Hast du etwas von Richard Wardour gehört oder gesehen?“

„Welche sonderbare Frage!“

„Beantworte meine Frage! Scherze nicht mit mir!“

„Sei vernünftig, Clara. Ich habe von Richard Wardour weder etwas gehört noch gesehen. Glaube mir, der ist schon meilenweit fort.“

„Nein, er ist hier! Er ist in unserer Nähe! Die ganze

Nacht hindurch hat mich das Gefühl verfolgt — Franz und Richard Wardour werden einander begegnen.“

„Mein liebes Kind, was machst du dir für Gedanken! Sie sind sich ja gänzlich fremd.“

„Es wird sie etwas zusammenführen. Das fühle ich! Das weiß ich! Sie werden sich treffen — es wird zum tödtlichen Streit zwischen ihnen kommen — und ich, ich trage die Schuld daran. Ach, Lucie, warum folgte ich nicht deinem Rat? Warum war ich wahnsinnig genug, Franz merken zu lassen, daß ich ihn liebe? Gehst du an den Landungsplatz? Ich bin fertig — ich muß mit dir gehen.“

„Nein, Clara, daran darfst du nicht denken. Dort wird viel Gedränge und Verwirrung sein. Du bist heute nicht kräftig genug, um das zu vertragen. Warte, bis ich zurückkomme, ich werde nicht lange ausbleiben.“

„Ich muß und werde mit dir gehen! Gedränge? Er wird in dem Gedränge sein! Verwirrung? In der Verwirrung wird er den Weg zu Franz finden! Verlange nicht von mir, daß ich hier bleibe. Ich werde wahnsinnig, wenn ich hier warte. Ich habe keine ruhige Minute, bis ich Franz mit meinen eigenen Augen im Boote sehe, welches ihn seinem Schiffe zuführt! Du hast den Hut auf, warum zögern wir noch? Komm, oder ich gehe ohne dich. Sieh nach der Uhr, wir haben keinen Augenblick zu verlieren!“

Es war nutzlos ihr zu widersprechen, Frau Crayford mußte nachgeben, und die beiden Damen verließen zusammen das Haus.

Der Landungsplatz war, wie Frau Crayford vorausgesagt hatte, mit Zuschauern dicht besetzt. Nicht allein Verwandte und Freunde der Nordpolfahrer, sondern auch Fremde hatten sich zahlreich versammelt, um die Schiffe abfahren zu sehen.

Claras Augen wanderten angstvoll zwischen den fremden Gesichtern der Menge hin und her, um das eine Gesicht zu suchen, welches sie zu sehen fürchtete und nicht fand. Ihre Nerven waren so gänzlich abgespannt, daß sie mit einem Schreckensruf zurückfuhr, als sie Franz's Stimme plötzlich hinter sich vernahm.

„Die Seemövenboote warten,“ sagte er. „Ich muß gehen, Geliebte. Wie blaß du bist, Clara. Bist du krank?“

Sie antwortete nicht und fragte statt dessen mit wildem Blick und zitternden Lippen:

„Ist dir etwas passiert, Franz? Etwas ungewöhnliches?“

Franz lachte über die sonderbare Frage.

„Etwas ungewöhnliches?“ wiederholte er. „Nicht daß ich wüßte — nur daß ich im Begriff stehe, nach dem Eismeer zu fahren. Das ist allerdings etwas ungewöhnliches, sollte ich meinen — nicht wahr?“

„Hast du seit gestern Abend mit jemand gesprochen? Hat dich irgend ein Fremder auf der Straße verfolgt?“

Franz wandte sich mit vollem Erstaunen zu Frau Crayford:

„Was in aller Welt meint sie?“

Frau Crayfords lebhafter Erfindungsgeist gab ihr im Augenblick eine Antwort ein:

„Glauben Sie an Träume, Franz? Natürlich nicht. Clara hat von Ihnen geträumt; und sie nämlich ist töricht genug an Träume zu glauben. Das ist alles — und nicht wert ein Wort darüber zu verlieren. Doch man ruft Sie. Nehmen Sie Abschied oder Sie kommen zu spät zum Boote.“

Franz ergriff Claras Hand, und lange nachher — in den dunkeln Tagen und langen Nächten des Nordpols erinnerte er sich, wie kalt und kraftlos sie in der seinen gelegen hatte.

„Mut, Clara!“ sagte er heiter. „Eines Seemanns Brant muß sich an das Abschiednehmen gewöhnen. Die Zeit wird schnell vorübergehen. Lebe wohl, mein Liebling! Lebe wohl, meine geliebte Brant!“

Er küßte die kalte Hand und blickte ihr zum letztenmale — für viele, lange Jahre vielleicht! — in das bleiche, schöne Gesicht. „Wie sie mich liebt!“ dachte er. „Wie der Abschied sie schmerzt!“ Noch immer hielt er ihre Hand, und würde noch länger verweilt haben, wenn Frau Crayford nicht alle Zeremonie außer acht gelassen und ihn sanft fortgeschoben hätte.

Die beiden Damen folgten ihm durch die Menge und sahen ihn ins Boot steigen. Die Ruder tauchten ins Wasser; Franz schwenkte die Mütze. Einen Moment später verbarg ein vor Anker liegendes Schiff das Boot vor aller Blicken. Sie hatten ihn zum letztenmale gesehen, bevor er seine Reise nach dem Eismeer antrat.

„Kein Richard Wardour im Boot, kein Richard Wardour am Ufer,“ sagte Frau Crayford. „Laß dir das eine Lehre sein, meine Liebe. Sei niemals wieder so töricht, an Vorahnungen zu glauben.“

Claras Augen wanderten noch immer argwöhnisch zwischen der Menge hin und her.

„Bist du noch immer nicht zufrieden?“ fragte Frau Crayford.

„Nein, ich bin noch nicht zufrieden,“ antwortete Clara.

„Was, du schaust noch nach ihm aus? Das ist wirklich zu absurd. Hier kommt mein Mann. Ich werde ihn bitten, einen Wagen zu rufen und dich nachhause zu schicken.“

Clara zog sich einige Schritte zurück.

„Ich will nicht stören, Lucie, während du von deinem Manne Abschied nimmst. Ich werde hier warten.“

„Hier warten! Wozu?“

„Auf etwas, das ich noch sehen, oder etwas, das ich noch hören werde.“

„Richard Wardour?“

„Ja, Richard Wardour!“

Ohne ein weiteres Wort wandte sich Frau Crayford ihrem Gatten zu. Claras Torheit stand außer dem Bereiche aller Gegenrede.

Die Boote des „Wanderer“ legten an derselben Landungsstelle an, welche die Boote der „Seemöve“ soeben geräumt hatten. Freudenrufe aus dem Volke verkündeten das Erscheinen des Kommandeurs der Expedition.

Kapitän Helding blickte rechts und links nach seinem ersten Lieutenant aus.

Als er ihn bei seiner Frau fand, entschuldigte er sich auf's höflichste, daß er stören müsse.

„Ueberlassen Sie ihn einen Augenblick nur seinen Berufspflichten, Frau Crayford, und Sie sollen ihn auf eine halbe Stunde wieder zurück haben. Die Nordpolexpedition, verehrte Frau, nicht der Kapitän ist zu tabeln, daß er Mann und Frau trennen muß. An Crayfords Stelle würde ich es den Junggesellen überlassen, die Nordwest-Durchfahrt aufzufinden, und würde ruhig bei Ihnen zu Hause geblieben sein.“

Mit diesen Worten nahm er den Lieutenant einige Schritte beiseite; zufälligerweise in die Nähe der Stelle, auf welcher Clara stand. Der Kapitän sowohl als auch Crayford waren von ihren geschäftlichen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie Clara bemerkt hätten. Weder der eine noch der andere hatte die leiseste Ahnung, daß sie jedes ihrer Worte hörte.

„Sie erhielten mein Billet heute Morgen?“ begann der Kapitän.

„Gewiß, Kapitän Helding, sonst würde ich jetzt schon an Bord gewesen sein.“

„Ich werde sogleich selbst an Bord gehen,“ fuhr der Kapitän fort. „Ich muß Sie aber bitten, Ihr Boot noch eine halbe Stunde warten zu lassen. Sie können desto länger mit Ihrer Frau zusammenbleiben; darauf war ich bedacht, Crayford.“

„Ich danke Ihnen herzlich, Kapitän. Ich vermute aber, es ist noch ein anderer Grund, welcher die gewöhnliche Ordnung umstößt und den Lieutenant am Ufer zurückhält, nachdem der Kapitän schon an Bord ist?“

„Ganz recht, es hat einen anderen Grund. Ich ersuche Sie, einen Volontär zu erwarten, der sich uns soeben angeschlossen hat.“

„Ein Volontär?“

„Ja. Er will noch einiges ordnen und in einer halben Stunde hier sein.“

„Das ist ein ziemlich plötzliches Uebereinkommen, nicht wahr?“

„Ohne Zweifel. Sehr plötzlich.“

„Und — verzeihen Sie mir — es ist bei unserer augenblicklichen Lage eine ziemlich lange Zeit, eines Mannes wegen die Schiffe warten zu lassen.“

„Wieder sehr wahr. Aber ein Mann, der wert ist, ihn zu haben, ist auch wert, daß man auf ihn wartet. Dieser Mann ist sein Gewicht in Gold wert für eine Expedition wie die unsere. An jedes Klima und alle Strapazen gewöhnt — ein kräftiger Bursche — braver Bursche — kluger Bursche — kurz, ein ausgezeichnetes Offizier. Ich kenne ihn genau, sonst hätte ich ihn nicht genommen. Gestern erst kehrte er von fremden Diensten heim.“

„Wie? Und heute Morgen will er wieder mit der Nordpolexpedition fort? Sie setzen mich in Erstaunen!“

„Ich glaub's! Sie können sich nicht mehr darüber wundern, als ich selbst, als er mich in meiner Wohnung aufsuchte und mir seinen Wunsch vortrug. ‚Wie, mein Freund,‘ sagte ich, ‚Sie sind ja eben erst heimgekehrt. Sind Sie nach wenig Stunden Ihrer Freiheit schon überdrüssig?‘ Seine Antwort frappirte mich. Er sagte: ‚Ich bin meines Lebens überdrüssig, Herr Kapitän. Ich bin heimgekommen und gleich von einem Kummer empfangen worden, der mir fast das Herz bricht. Wenn ich nicht auf anderem Boden und in harter Arbeit Zuflucht suche, so bin ich ein verlorener Mann. Wollen Sie mir eine Zuflucht geben?‘ Das waren seine Worte, Crayford.“

„Veranlaßten Sie ihn nicht, sich deutlicher auszudrücken?“

„Nein. Ich kannte seinen Wert und nahm den armen Teufel vom Fleck weg, ohne ihn weiter mit Fragen zu quälen; wozu auch? Die Tatsache spricht in diesem Fall für sich selbst. Die alte Geschichte, lieber Freund! Natürlich handelt es sich um eine Frau

V.

Frau Crayford, welche so geduldig, wie ihr möglich, die Rückkehr ihres Mannes erwartete, fühlte plötzlich, wie sich eine Hand auf ihre Schulter legte. Sie wendete sich um und erblickte Clara, welche von Kopf bis Fuß zitternd vor ihr stand.

„Was gibt es? Was hat dich so erschreckt, meine Liebe?“ fragte sie besorgt.

„Lucie! Ich habe von ihm gehört.“

„Wieder Richard Wardour?“

„Erinnere dich, was ich dir gesagt habe! Ich habe jede Silbe von der Unterhaltung Kapitän Heldings mit deinem Manne gehört. Ein Mann kam heute Morgen zum Kapitän, um sich als Freiwilliger für den „Wanderer“ anwerben zu lassen. Der Kapitän hat ihn genommen. Der Mann ist Richard Wardour.“

„Nicht möglich! Nein, nein, du irrst dich. Hörtest du Kapitän Helding seinen Namen nennen?“

„Nein.“

„Woher weißt du dann, daß es Richard Wardour ist?“

„Frage mich nicht. Ich weiß es so sicher, als daß ich hier stehe! Sie gehen zusammen fort, Lucie — fort nach dem ewigen Eis und Schnee. Meine Ahnung ist Wahrheit geworden! Die beiden werden sich treffen — er, der Mann, dem ich mich verlobt und der, welchem ich das Herz gebrochen habe!“

„Deine Ahnung ist nicht wahr geworden, Clara. Die beiden haben sich hier nicht getroffen und werden sich voraussichtlich nirgends treffen. Sie sind verschiedenen Schiffen zugeteilt, Franz gehört zur „Seemöve“, und Wardour zum „Wanderer.“ Sieh! Kapitän Helding ist fertig; mein Mann kommt. Laß mich Gewißheit erfahren; ich werde mit ihm reden.“

„Wilhelm, ihr habt einen Freiwilligen für den „Wanderer“ bekommen?“ rief sie, sobald Crayford zu ihr trat.

„Wie! Hast du gehört, was der Kapitän mit mir sprach?“

„Ich möchte seinen Namen wissen.“

„Wie in aller Welt war es dir möglich, unsere Worte zu hören?“

„Sein Name? Sagte dir der Kapitän den Namen?“





von Jan Schmat.
Seite 55.)

„Rege dich nicht auf, liebe Lucie; sieh' du erschreckst Fräulein Burnham in der Tat. Der neue Freiwillige ist uns völlig fremd. Hier steht sein Name — hier, der letzte auf der Schiffsliste.“

Frau Crayford nahm ihrem Mann die Liste hastig aus der Hand und las den Namen: „Richard Wardour.“

VI.

Ade England! Ade all ihr bewohnten und zivilisirten Regionen der Erde!

Zwei Jahre waren vergangen, seit die Reisenden das heimatische Ufer verließen. Das Unternehmen war fehlgeschlagen — die Nordpolexpedition verloren und von Eis umschlossen in der Polarwüste. Die guten unter Eis begrabenen Schiffe „Wanderer“ und „Seemöve“ werden niemals wieder auf den spielenden Wellen des Wassers schaukeln. Das leichtere Holz der beiden Schiffe hatte zum Bau von Hütten auf dem nächsten Lande gedient.

Das größere der beiden Gebäude, welche die verlorenen

Leute jetzt beherbergten, bewohnten die noch lebenden Offiziere und Mannschaften der „Seemöve“. Auf der einen Seite des Hauptzimmers waren die Schlafräume und der Herd. Auf der anderen Seite führte eine breite Oeffnung, welche ein Stück Leinwand verschloß, nach einem anderen Raum, der den höheren Offizieren zugeteilt war. Eine Hängematte hing zwischen den rohen Sparren des Zimmers als ein Extrabett. In dieser schlief, von den Betten völlig bedeckt, ein Mann. Am Feuer saß ein zweiter, der vermutlich Wache halten sollte, halb eingeschlafen. Hinter ihm stand ein altes Faß, welches als Tisch diente; darauf stand augenblicklich ein Mörser und eine Schüssel voll trockener Tierknochen. In klaren Worten: das Mittagessen des heutigen Tages. Als Verzierung der einförmig braunen Wände hingen Eiszapfen von den Spalten der Balken herab und glitzerten zuweilen in dem rötlichen Feuerchein. Kein Wind pfiß draußen um die einsame Wohnung — kein Ruf eines Vogels oder Bierfüßlers war zu vernehmen. Innerhalb wie außerhalb herrschte das grauenhafte Schweigen der Polaröde — augenblicklich durch nichts unterbrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Juden in den Gegenden der schlimmsten Judenhezen und die jüdischen Ackerbaukolonien.

Von G. Lübeck.

(1. Fortsetzung.)

Eines der Hauptzweige des jüdischen Handels ist das Getreidegeschäft, doch auch hier findet eine Teilung mit den Christen statt. Welchen Umfang dieses Geschäft besitzt, das lehren folgende Zahlen: Nach den Berichten des odesaer Hofmüllers befanden sich im Jahre 1880 in den Händen der Exporteure 341 000 Tschetwert, bei den Kommissionären und Spekulanten 715 000, bei den Müllern, die fast durchweg Juden sind, 104 000, zusammen also 1 160 000 Tschetwert. Der Getreideumsatz beträgt jährlich ungeheure Summen. Den Tschetwert nur zu zehn Rubeln gerechnet (er steigt bis auf 14 und darüber) ergibt sich der Wert des allein in Odesa lagernden Getreides auf 20 Millionen Rubel. Die Zahl der Export-Komptoirs ist zwischen den Juden und den Angehörigen anderer Konfessionen ziemlich gleich verteilt. Hinsichtlich des Umfangs des Umsatzes jedoch darf das Uebergewicht der letzteren angenommen werden. Die Müller, welche das Getreide zum Lokalverbrauch verarbeiten, sind ausschließlich Juden. Den letzteren gehört auch das Gros der Kommissionäre an, die auf die Dörfer und Güter gehen und den Landwirten den bestmöglichen Absatz des Getreides gegen eine bescheidene Provision sichern. Im Verkehr zwischen den Kommissionären und Landwirten herrscht bemerkenswerter Weise das außerordentlichste Vertrauen; ohne irgendwelche Sicherheit gibt der Landwirt das Getreide dem Kommissionär und überläßt ihm getrost dessen Verwertung gegen eine Provision. Zu erwähnen bleiben die kleineren jüdischen Spekulanten, welche das Getreide beim Bauern an Ort und Stelle kaufen und es auf dem Markte so teuer als möglich loszuschlagen versuchen. Sie sind es, die wesentlich das Getreidegeschäft beleben und hohe Preise erzeugen, die ebenso sehr den Händlern als auch den Produzenten zu statten kommen. Beim Getreidegeschäft in Südrußland können mehr als anderswo ungeheure Summen gewonnen, aber auch ebenso leicht verloren gehen, da die Landwirtschaft in ihren Erträgen unberechenbar und durchaus vom Klima abhängig ist, das bald in außerordentlichster Hitze bald in endlosen Regenperioden sich äußert. Wir haben die Juden in den verschiedensten Berufszweigen angetroffen, als Handwerker, Industrielle und Kaufleute. Ueberall taten sie dasselbe, was die Christen auch tun, was allen Bewohnern des Czarenreichs zu tun erlaubt ist. Sie waren sogar stärker als die Christen im Handwerk und in der Industrie

vertreten. Wir fanden bis dahin nichts, was sie in den Augen ihrer christlichen Mitbürger besonders gehässig und verächtlich machen könnte. Ihre Tätigkeit paßte überall in den Rahmen der landwirtschaftlichen Produktion hinein und diente ihr. Von einem speziellen jüdischen Parasitentum kann bei dieser Sachlage nicht die Rede sein. Ist das Maß der konfessionellen Beteiligung an der Produktion auf dem Gebiete der Industrie, des Handwerks und Handels anzulegen, so wird der Vergleich zwischen Juden und Christen sicher nur zu Gunsten der Juden ausfallen. Wollten wir vom Standpunkt einer höheren Moral urteilen, so kämen wir wohl zur Beurteilung der Gesamtwirtschaft; zwischen den spekulativen Russen und den Juden aber ließe sich kaum ein großer Unterschied machen. Ein jeder, gleichgiltig ob er Jude oder Christ ist, sucht aus seiner Waare, seinem Arbeitsprodukte, den höchsten Preis zu ziehen. Das ist im heutigen Wirtschaftssystem ja natürlich; wer es anders macht, der ist in den Augen des Volkes ein Träumer oder Dummkopf, dem es recht geschieht, wenn er auf keinen grünen Zweig kommt. Diese alltägliche Verkehrsmoral überhebt uns der Notwendigkeit, nach irgend einem moralischen Maßstabe zu suchen. Es ist übrigens in anderen Gouvernements vorgekommen, daß die Juden aus einzelnen Städten vertrieben wurden, weil die christliche Konkurrenz sich im Handel, im Handwerk und in der Industrie beeinträchtigt fühlte. In Cherson fehlt es an einer jeden Aeußerung in dieser Richtung. Man könnte annehmen, daß die großen Gewinne in der Getreidespekulation den Neid der Bevölkerung erweckt hätten. Bei allen Judenhezen ist als Motiv aber auch nicht ein einzigesmal die jüdische Getreidespekulation oder der jüdische Holzhandel oder irgend ein anderer jüdischer Beruf geltend gemacht worden. Die Juden wurden vielmehr verfolgt — weil sie Juden waren, und man demolirte ihr Eigentum, plünderte ihre Habe, schlug, mordete sie, ohne bezüglich ihres Berufs irgend einen Unterschied zu machen. Daß die christlichen Plünderer sich vorzugsweise auf die Branntweinschenken warfen, das hat wohl wesentlich darin seinen Grund, daß sie dort dasjenige fanden, was ihrem beutegierigen Herzen am meisten zusagte. Wie wenig der jüdische Branntweinhandel aber die Hezen beeinflusste, das zeigt der Umstand, daß ja auch ein Dorf zerstört wurde, in dem sich nicht eine einzige jüdische Schänke befand. Wir haben nun allerdings eine jü-

bische Berufsklasse noch nicht in Erörterung gezogen, diejenige der jüdischen Wucherer. Kredit sucht der Bauer, der mit seinem Acker nicht ausreicht und Staatsboden pachten will. Mit Darlehensgeschäften, d. h. mit Wucher, befaßt sich im Dorfe selbst der russische „Kulaki“ (der sich gewaltsam bereichert) und der „Mirojet“, (Gemeindeauffresser, Dorfausbeuter), und was die christlichen Wucherer sonst noch für Namen haben. Außer diesen betreiben die Juden und Gutsbesitzer Geld- und Wuchergeschäfte. Der Großbauer oder Gutsbesitzer borgt dem Bauern zur Pacht von 3 Desjätinen etwa 10 Rubel mit der Verpflichtung, ihm an Stelle des Zinses 1 Desj. Korn und 2 Desj. Heu einzuarbeiten. Das Geld selbst ist in der Regel im Herbst zurückzuzahlen. Erfolgt die Rückzahlung nicht, dann sichert sich der Gutsbesitzer die gleiche Arbeitskraft auch für das nächste Jahr unter den gleichen Bedingungen u. s. w. So geraten die Bauern in Abhängigkeit, weil sie fast niemals Gelegenheit haben, das Geld bis zu dem Zeitpunkt zurück zu erstatten, wo der Bauer wieder Geld braucht, zur alten Schuld also eine neue hinzufügen muß. Die von ihm als Zins beanspruchte Arbeitsleistung repräsentiert zur Erntezeit, wo die Arbeitskräfte rar sind, den Wert von etwa 12 Rubeln. Das teilt ein Gutsbesitzer im offiziellen „Berichte der Enquête-Kommission über die Lage der Landwirtschaft“ (Beilage 6) mit. Es ist noch eine andere Methode im Gange. Der Bauer wird im Herbst für den ganzen nächsten Sommer als Arbeiter gemietet. Der Lohn beträgt 30—40 Rubel, und darauf erhält er einen Vorschuß, der ihn, Dank seiner bedrängten Lage, fest bindet. Wäre er ein freier Arbeiter geblieben, dann hätte er seine Arbeitskraft ganz anders verwerten können. Der einfache Tagelöhner erhält in der Heu- und Erntezeit täglich 1—2½ Rubel Lohn. Die ganze Erntezeit gerechnet, die auch das Dreschen mit einschließt, würde er wohl 100—120 Rubel verdient haben, vorausgesetzt natürlich, daß die Ernte günstig war.

Der Jude, an den sich der Bauer wendet, verleiht das Geld für 10 % monatlich. Er gibt es baar, und der Bauer verpflichtet sich nun, ihm das Darlehen nebst 10 % pro Monat in Gestalt von Getreide nach Ablauf der Darlehenszeit (acht Monate) zurückzuerstatten. Für die ganzen acht Monate würde der Jude also 80 %, für das ganze Jahr 120 % verdienen. Das ist allerdings enorm, doch halte man den bäuerlichen und gutherrlichen Wucher dagegen, und man wird ihn nicht schlimmer als den christlichen finden. Es gibt noch eine sehr gebräuchliche Art des Kreditnehmens, die unsre Darlegung ergänzen mag. Der Bauer erbittet vom Gutsbesitzer Land (3 Desjätinen); er erhält es unter der Bedingung, daß er dem Gutsbesitzer ein Drittel der Ernte abliefert. Die Pacht einer Desjätine, die im Durchschnitt 3 Tchetwert Getreide liefert, kostet etwas über 3 Rubel, die drei Desjätinen also ca. 10 Rubel. Eine Desjätine liefert 3 Tchetwert Weizen und ein Tchetwert kostet im Durchschnitt 14 Rubel; für den Pachtwert von 10 Rubeln erhält der Gutsbesitzer also 42 Rubel oder mehr als 400 %. Es wird die Ertragsfähigkeit des Bodens schwanken, auch der Getreidepreis wird differieren, im Grunde aber wird die ungeheure Prozentziffer ziemlich die gleiche bleiben. Auf welcher Seite nun die größere Bedrückung zu suchen ist, der größere Wucher, das liegt klar zu Tage. Bezeichnend für die Lage der Bauern ist, daß von 70 000 Desj. gutherrlichem Boden nicht weniger als 19 000 Desj. den Bauern gegen ein Drittel des Ernteertrages (42 Rubel für die Desj.) verpachtet sind. Ein Pachtwert von ca. 58 000 Rubeln trägt jährlich 2 426 000 Rubel ein. Da verlohnt es sich, Großgrundbesitzer zu sein. Zur Zeit der ärgsten Leibeigenschaft hat dieser Acker schwerlich sowiel abgeworfen.

Wie man sieht, liefert auch der jüdische Wucherer keine Erklärung für den Haß der Bevölkerung gegen die Juden, es wäre denn der, daß der Bauer die Abhängigkeit von seinem alten Ausbeuter leichter erträgt als die jüdische. Da sich die Abhängigkeit bei Christ und Jude aber in Tchetwert, also in Zahlen, äußert, die ja sprechend sind, dürfte diejenige vom jüdischen Wucherer doch lange nicht so drückend sein, als vom

christlichen. Wenn man ganz unbefangen die Verhältnisse erwägt, kann man als Motive der Judenhegen nur die im Eingange angedeuteten entdecken. Religiöse Verhezung, systematische Mißhandlung durch die Regierung, die durch Gesetz begründete schimpfliche Ausnahmestellung, die Verlästerung der Juden als Bauernausbeuter — all das läßt die Juden in den Augen der Menge als vogelfrei erscheinen. Es mag wohl noch ein anderer Moment einwirken, und das ist die stetige Verschlimmerung der Lage der Bauern, die Ueberzeugung derselben, rettungslos dem wirtschaftlichen Ruin verfallen zu sein. Der Großbetrieb der Landwirtschaft nimmt von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an, und je mehr dies geschieht, desto mehr verfinstert der Bauernstand und verschwindet er. Nicht umsonst nimmt der Schänkenbesuch der Bauern zu. Sie haben längst schon ihren wirtschaftlichen Halt verloren und damit auch den moralischen. Im Branntweingenuß finden sie ihren Trost und in Juden- und Deutschenhegen wohl ein Stück sittlicher Genugtuung für das unverschuldete eigene Geschick. Es fällt nicht schwer, in den Judenhegen ein erstes Donnergrollen schwerer gesellschaftlicher Katastrophen zu erblicken, deren dunkles Gewölk bereits den politischen Himmel Rußlands bedeckt. — Eine verständige und wahrhaft volkstümliche Regierung fände hier auf den verschiedensten Gebieten reiche Arbeit. Außer etwa 50 000 Desj. Waldboden besitzt die Krone im Gouvernement Cherson allein 346 000 Desj. Getreideboden. Sie könnte hier den landwirtschaftlichen Betrieb, die Mühlen, den Holz- und Getreidehandel monopolisieren und dabei ungeheure Summen, die jetzt in die Taschen einzelner fließen, für den Staat gewinnen. Eine solche Wirtschaft böte leicht Gelegenheit, den Hungernden und Darbenden Arbeit zu geben und so manche Quelle des Klassenhasses zu verschließen. — Wenn man sich erinnert, wie enorme Summen die russische Krone aus dem Branntweinmonopol gezogen, wie sie mit List und Gewalt die Bauern zum Trinken gezwungen — um ihre Branntweineinnahmen zu steigern, dann könnte man fast versucht werden, das Staatsmonopol als das Mittel hinzustellen, die drohenden sozialen Gewitter, die über Rußland sich zusammenziehen, abzuleiten und zugleich damit die Judenfrage durchgreifend zu lösen. — Aber wer wird naiv genug sein, anzunehmen, daß die russische Krone bei der monopolisierten Wirtschaft nun auch dafür sorgen wird, daß die zum großen Teil in permanentem Notstand lebenden Bauern sich gehörig satt essen können. Wenn das erzielt werden könnte, so läge darin jedenfalls ein ungeheurer Fortschritt gegenüber dem heutigen Zustande, bei dem zu Spekulationszwecken in einer einzigen Hafenstadt für 20 Millionen Rubel Getreide aufgespeichert ist, während hunderte und tausende von Bauern, Produzenten dieses selben Getreides, am Hungertuch nagen und im Elend verkommen. Wie erfolgreich ließe sich auch die Branntweinpest bekämpfen! Man gebe den Bauern genügende Nahrung, und der Trieb, ins Wirtshaus zu gehen, wird von selbst eingedämmt werden. Ein leerer Bauch studiert nicht gern, und der Hungerige kümmert sich nicht um die Sittengebote. Man sorge für ausreichende Ernährung, und die Moral wird wieder Wurzeln fassen, das Menschentum erwachen und die Sittlichkeit sich kräftigen.

Doch niemand wird im Ernste von der russischen Regierung eine solche Politik erwarten. Sie würde jedenfalls einfach in die Fußstapfen der Spekulanten treten und so viel als möglich Geld und immer wieder Geld aus dem Monopol herauszuschlagen versuchen. Böte der auswärtige Markt vortheilhafte Verkaufsofferien, so würde sie verkaufen, ganz unbekümmert um das Elend im Lande. Es würden vielleicht noch schlimmere Zustände, als sie jemals dagewesen sind, entstehen und Not und Knechtschaft statt abzunehmen, ein gewaltiges Wachstum erfahren.

Man denke sich, welch' ein Zustand plazzgreifen würde, wenn das korrumpirte, habgierige und gewissenlose russische Beamten- und Offiziers- und Militärentum zur Ausführung des Staatsbetriebes berufen würde, oder ausgeschiedene Gardeoffiziere, Unteroffiziere und Militäranwärter aller Art im Wirtschaftsapparate Verwendung fänden! Jede Freiheit und Selbständigkeit würde da zerstampft werden,

ein fürchtbares Knutenregiment entstehen und die Ernährung des Volkes sicher eine viel schlechtere werden, als sie es heute ist. Die Bauern würden jedenfalls noch ärger hungern, als sie es jetzt schon tun müssen.

Von staatlicher Seite ist keine Verbesserung der Zustände zu erwarten; die Regierung hat keinerlei Interesse daran, die Judenfrage rationell zu lösen; zu irgend welchen durchgreifenden politischen und wirtschaftlichen Reformen besitzt sie auch weder das erforderliche Verständnis noch die zur Durchführung derselben notwendige Macht. So wird der Zustand der Unsicherheit sich so lange erhalten, bis der Despotismus in Rußland sein Ende gefunden und ein tiefgehender Sittenumschwung platzgegriffen hat. Es wäre verhängnisvoll, wollten die Juden in der Zwischenzeit die Hände untätig in den Schoß legen. Die Hezen sind für sie selbst eine Mahnung, im eigenen Kreise Umschau zu halten und Anstoß erregende Mißstände zu beseitigen, so weit dies im Bereiche ihrer Macht steht. In der Regel sind gute und schlechte Erscheinungen im Gesellschaftsleben ein Ausfluß desselben, und der einzelne bemüht sich scheinbar vergeblich, dagegen anzukämpfen. Doch schon der Versuch des einzelnen bleibt nicht ohne eine gewisse erregende Rückwirkung auf das ganze, auf die Gesamtheit, und wenn die Juden nichts weiter damit erzielen, als höhere Achtung seitens ihrer christlichen Mitbürger, so wäre ein solches Ziel des energischsten Strebens schon wert.

Im folgenden sollen die Leser mit einem interessanten Emanzipationsversuche der Juden bekannt gemacht werden, über dessen Ursprung und Verlauf nur wenig bekannt geworden ist, der aber insofern große Bedeutung besitzt, da er uns die Juden in der Ausübung des schwersten Berufs, des landwirtschaftlichen, zeigt, und uns gestattet, die wichtige Frage ihrer Befähigung zum Ackerbau zu beantworten.

Im Gouvernement Cherson finden wir eine ganze Reihe jüdischer Kolonien.

Nach der Angabe der statistischen Kommission vom Jahre 1879 wohnten in den Bezirkskreisen des Gouvernements Cherson 2323, in den nicht etatmäßigen Städten 711 und auf dem Lande selbst 22 909 jüdische Kolonisten. Aus 21 von diesen Kolonien liegen aus dem Jahre 1877 eingehendere Nachrichten über die Bevölkerung vor. Danach erhielt die größte derselben, Jngulez, 1050 männliche und 944 weibliche Bewohner. Es folgt die Groß-Seidemenucha mit 1042 männlichen und 992 weiblichen, Bobrovj-Kul mit 1019 männlichen und 930 weiblichen, Neu-Poltowa mit 964 männlichen und 937 weiblichen, Dobraja mit 849 männlichen und 750 weiblichen Bewohnern. Die kleinste Kolonie war Gromalleja mit 176 männlichen und 154 weiblichen, und Klein-Nakartow mit 130 männlichen und 127 weiblichen Bewohnern.

Es sind diese Kolonien, wie schon bei früherer Gelegenheit erwähnt, nicht die einzigen jüdischen in Rußland. Wir finden solche auch in Polen mit einer ackerbautreibenden Bevölkerung von 28 391 Seelen; in den Gouvernements von Südrußland befinden sich zusammen 85 Ackerbaukolonien mit 26 396 Seelen und 205 603 Desj. Land. (Russ. Staatswörterbuch, II. Bd. „Juden“.) In Kiew, Wolhynien, Podolien gab es 1869 zusammen 56 Kolonien, die von 20,665 Juden bearbeitet wurden. (Arbeiten der ethn.-statistischen Expedition, Bd. 7, pag. 186 bis 188.) In Weiß- und Kleirußland besitzen die Juden große landwirtschaftliche Niederlassungen mit regem Betriebe. Hierzu treten die jüdischen Bauern in Kaukasien und Transkaukasien. Die Gesamtzahl der jüdischen Ackerbaubevölkerung wurde auf 100 000 veranschlagt.

Wer die jüdischen Bauern im Gouvernement Cherson bei der Landwirtschaft betrachtet, der wird sich er staunend bemerken, daß sie sich nur unwesentlich von dem kleinrussischen Berufs-genossen unterscheiden, und daß sie in ihrem Aeußeren, ihren Bewegungen, ihrem ganzen Auftreten durchaus Bauern geworden sind, die in ihrem Wesen schon den Beweis dafür liefern, daß die Juden, wie für jeden Beruf, so auch für den schwersten, für den landwirtschaftlichen, wohl geeignet sind. — Vielleicht aber

könnte das äußere täuschen. — So gehe man in die blühenden deutschen Musterkolonien, deren Bauern die vorzüglichsten Landwirte sind und frage sie, wen sie am liebsten als Feldarbeiter engagiren. Die Antwort wird sicher lauten: „Die Juden“. Tatsächlich werden die jüdischen Feldarbeiter von ihnen allen anderen vorgezogen, weil sie fleißig, intelligent und in ihren Ansprüchen die bescheidensten sind. Wie die deutschen Bauern und Güterbesitzer, so bedienen sich ihrer mit Vorliebe auch die bulgarischen. Die alte Garde, welche die Kolonien ins Leben rief, sie ist schon lange vom Schauplatz ihres landwirtschaftlichen Wirkens abgetreten, richtiger wol, in den schweren Stürmen, welche über die Kolonien hinweggebraust sind, verloren gegangen. Die Bauern, welche gegenwärtig die Kolonien bevölkern, sie bilden einen jungen Nachwuchs.

Es sind trübe Schicksale, welche den Kolonien und Kolonisten hier beschieden waren, Schicksale, die in den rosigten Geburtsstunden der Kolonisierungs-Idee niemand voraussehen konnte! Man will die Entstehung einzelner Kolonien bereits in das vorausgegangene Jahrhundert, namentlich in die Zeit verlegen, wo die Zeparowschen Kosaken aus ihren alten Gebieten vertrieben wurden. Die Gründung der Kolonien Neurußlands aber fällt jedenfalls in den Anfang unseres Jahrhunderts, wo eine mächtige ideale Strömung die jüdische Welt des russischen Zarenreichs bewegte. Ein heißes Sehnen nach Beendigung der Knechtschaft, nach Freiheit und Gleichberechtigung mit den christlichen Russen erfüllte damals die Herzen aller intelligenten Juden. Ein gewaltiger Schritt auf der Bahn der Entwicklung der jüdischen Bevölkerung sollte geschehen, die äußere Scheidewand zwischen Juden und Christen fallen — soweit dies im Bereiche der Möglichkeit lag. Die Juden konnten nicht die Höhe der Gesellschaft erklimmen, das verwehrte ihnen das Gesetz ihrer Gegner; aber hinabsteigen konnten sie zum Volke, auf die gleiche Stufe mit den im Schweiße ihres Angesichts arbeitenden Bauern sich stellen — bei denen man damals die aus der höheren russischen Gesellschaft längst schon entlohene Rechtfertigung und Sittlichkeit suchen zu dürfen glaubte. Das wollten die Juden, das dachten und träumten ihre edelsten Geister, und in hoher Begeisterung für die Idee predigten sie das Verlassen des Handelsberufs und die Zuwendung zur Landwirtschaft. Es war damals ein großer Zeitabschnitt in der jüdischen Geschichte voll weisevoller Stunden, in denen die Juden das Morgenrot einer glücklichen Zukunft am Lebenshorizonte sich erheben sahen, einer Zukunft, die keine jüdischen Knechte, keine Verachteten und Verfluchten mehr kannte, die vielmehr dem erbarmungslos gehezten Wilde der Christen ein freundliches Heim, ein geschütztes, gesichertes Asyl, ein menschenwürdiges Leben gewährte. Wie sieberhaft bewegt war doch diese Zeit, wie erfüllt von heiligen Wünschen und glühenden Hoffnungen! Es ist von jeher ein erhebendes Schauspiel gewesen, wenn ein Volk seine ganze Lebenskraft für seine Freiheit und sein Menschentum einsetzt. Voller Interesse waren denn auch in jenen Tagen die Blätter des Westens den russischen Juden zugewendet, die durch die schwerste Arbeit die Achtung der Christen, das Anerkenntnis der Gleichberechtigung und Ebenbürtigkeit sich erringen wollten.

Die Anregung fiel auf fruchtbaren Boden, und weite Kreise fanden sich, die mit der Vergangenheit brachen und den ersten Schritt zur Emanzipation tun wollten. — Vergeblich erhoben die Rabbiner, die der drohende Verfall der jüdischen Gemeinden erschreckte, abmahnd ihre Stimme; sie vermochten gegen die allgemeine Strömung nicht aufzukommen. Die Juden gingen rasch an's Werk. Von der Regierung begünstigt, entstanden in den verschiedenen den Juden erschlossenen Gouvernements Ackerbaukolonien. Männer, die in schriftstellerischer Tätigkeit ergraut waren, wurden Bauern, und gaben ihren Glaubensgenossen ein zündendes Beispiel.

Es ist rührend, die Geschichte jener Tage zu durchblättern und dabei zu wissen, daß diesen Frühling ein eifriger Reif ereilte, der alle seine buntschillernden Blüten mit rauher Hand vernichtete.

Fellahweib.

Das Wunderland der alten Welt, das Land der Pyramiden und der Sphinge, das Land, welches als die Wiege der Kultur angesehen werden darf und das neuerdings wieder zum Schau-

platz eines poetischen Dramas geworden ist, das den europäischen Frieden zu erschüttern drohte, Ägypten, hat eine Bevölkerung, die sich als ein Gemisch aus verschiedenen Nationen darstellt. Bemerken wir zunächst etwas über den Namen des Landes. Derselbe ist griechischen Ursprungs, aber von ungewisser Bedeutung. Er findet sich schon bei Homer und zwar nicht nur für das Land, sondern noch öfters für den Nilfluß (der erst bei Hesiod Nilos heißt). Die einheimische Benennung, wie sich aus den Hieroglyphen ergibt, ist Keme oder Kemi, woher der Name Cham abzuleiten ist, den die Bibel sage zum Stammvater der Ägypter macht. Das Wort bedeutet „schwarz“, Keme heißt also „das schwarze Land“ und zwar nicht wegen der dunklen Hautfarbe der Einwohner, denn diese war rotbraun, sondern wegen der schwarzen Erde, welche vom Nil angeschwemmt, den fruchtbaren Talboden von der angrenzenden blendend hellen Wüste, auffällig unterscheidet. Die Hebräer nannten das Land Mizraim, Dualform von Mazar, welches Wort Grenze, Gebiet, Land bedeutet; der Dual will die Zweiteiligkeit in Ober- und Unteregypten bezeichnen. Bei den Arabern

heißt das Land noch jetzt Masr. — Die Bevölkerung des alten Ägyptens betrug nach priesterlichen Angaben unter den Pharaonen gegen 7 Millionen, die in mehr als 18 000 Städten und größeren Ortschaften wohnten. Unter Amasis soll nach Herodot die Zahl der Städte sogar 20 000 gewesen sein und nach Diodor wurden unter dem ersten Ptolemäer 30 000 Orte gezählt. Josephus zählt zu Neros Zeit 7 1/2 Millionen Einw. ohne die Bevölkerung Alexandriens, die zu Diodors Zeit 300 000 betragen haben soll. Die Gesamtzahl der Bewohner des heutigen Ägypten gibt Mégnin in der nach offiziellen Dokumenten bearbeiteten Statistique de l'Égypte von 1871 auf 5 185 293 an. Trotz wiederholter Fremdherrschaft und zahlreicher Einwanderung, nämlich altsemitischer (Hyksos), persischer, griechischer und römischer im Altertum, arabischer seit dem zweiten Drittel des 7., türkischer seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, bildet



Fellahweib.

den Grundstock der Bevölkerung auch noch gegenwärtig die ägyptisch-koptische Rasse. Man zählt gegen 3 1/2 Millionen Fellahs, denen sich 300 000 Kopten, 400 000 Beduinen, 60 000 Türken, 88 000 Franken, Zigeuner u. anschließen. Die Kopten sind Abkömmlinge der alten Ägypter, welche vornehmlich in Oberägypten verbreitet und obwohl zufolge Vermischung mit andern Völkern verändert, doch noch den alten Abbildern ihrer Vor-

den Grundstock der Bevölkerung auch noch gegenwärtig die ägyptisch-koptische Rasse. Man zählt gegen 3 1/2 Millionen Fellahs, denen sich 300 000 Kopten, 400 000 Beduinen, 60 000 Türken, 88 000 Franken, Zigeuner u. anschließen. Die Kopten sind Abkömmlinge der alten Ägypter, welche vornehmlich in Oberägypten verbreitet und obwohl zufolge Vermischung mit andern Völkern verändert, doch noch den alten Abbildern ihrer Vor-

fahren in den Hauptzügen ähnlich sind. Die koptische Sprache stammt von der altägyptischen, wird aber jetzt nur noch in der Liturgie gebraucht, nur von wenigen verstanden und garnicht mehr gesprochen. Die Religion der Kopten ist christlicher Monophysitismus (welcher nur eine Natur in der Person Christi annimmt); sie haben einen eigenen Patriarchen mit Priestern. Die übrige christliche Bevölkerung Egyptens besteht aus Armeniern und orthodoxen Griechen, welche ihre eigenen Kirchen, Klöster und Gottesdienste haben. Verschiedene Missionsgesellschaften, welche am Nil zahlreiche Stationen eingerichtet haben, wirken für die Ausbreitung des Christentums. Fellah, d. h. Pflüger, Ackerleute, werden die ackerbautreibenden Landbewohner oder die Bauern in verächtlicher Weise von den Städtern genannt, obgleich dieselben den eigentlichen Kern (drei Viertel) der Bevölkerung des Landes bilden. Der physische Typus der Fellah, durch ganz Egypten ein und derselbe, bekundet noch deutlich die Abstammung derselben von den alten Egyptern der Pharaonenzeit, nur daß sie seit dem 7. Jahrhundert unter der arabischen Herrschaft den Islam und die arabische Sprache annahmen. Auch hat der harte Druck und die verächtliche Behandlung, welche sie 12 Jahrhunderte hindurch von ihren Gebietern ertragen mußten, auf Charakter, Sitte und Lebensweise nachteilig eingewirkt. Der Körperbau des Fellah ist bei einer durchschnittlichen Statur von 5—6 Fuß stark und kräftig, grobknochig und derb, im ganzen mehr sehnig und muskulös als fett und dick. Das runde und breite Gesicht zeigt eine schmale, niedrige Stirn, große, schwarze, langgeschnittene Augen, stark nach außen vortretende Backenknochen, einen großen Mund mit dicken Lippen und meist vortrefflichen Zähnen. Der Schädel ist oval und länglich, der Gesichtswinkel beträgt selten über 85, fast nie unter 75°. Der Hals ist kurz und dick, die Brust stark gewölbt, die Schultern sind breit, Hände und Füße verhältnismäßig klein, Arme und Beine kräftig und wohlgeformt, Kopf- und Barthaar zeigen sich gewöhnlich schwarz, jenes mehr, dieses weniger dicht, grob und leicht gekräuselt. Der Bart tritt spät hervor und ist fast nur Kinnbart. Die Hautfarbe ist braun in verschiedenen Schattierungen aus dem Gelbbraunlichen in das Rötlichbraune hinübergehend. Im Gesichtsausdruck, der apatisch, gutmütig, derb, prägt sich neben stumpfsinniger Naivität doch auch Verschlagenheit aus. Das Weib ist häufig von hellerer Farbe, kleinerer Statur und zarteren Formen. In der Jugend hat der weibliche Gesichtsausdruck etwas anmutiges, die Körperbildung ist in der Regel sehr schön und von antikem Ebenmaß, und das junge Fellahweib unseres Bildes mit dem allerliebsten Knaben auf der Schulter könnte man fast für eine Raphael'sche Madonna halten. Das Alter dagegen verwüstet die anmutigen Formen der Fellahweiber ganz beträchtlich und verwandelt sie oft zu wahren Schreckbildern. Als

Karakterfehler werden dem Fellah Geiz, Verschmittheit, gemeine List und Lüge nachgesagt. Dagegen zeigt er Anhänglichkeit an Verwandte, Liebe zum heimatischen Dorf und Ausdauer bei schweren Arbeiten. Seine Religion beschränkt sich auf mechanische Verrichtung der Gebete. Als Soldat erträgt er Strapazen und Mühsal mit Leichtigkeit, murt nicht bei schlechter Nahrung und zeigt sich tapfer und unerschrocken im Gefecht. Die Dörfer der Fellah, die sich am Ufer des Nil und der Kanäle hinziehen, sind elend und schmutzig und bilden einen von engen Gassen durchzogenen Anbau niedriger und fensterloser Lehmhütten, über die in größeren Orten nur die ebenfalls aus Lehm aufgeführten Moscheen und die etwas ansehnlicheren Wohnungen der Scheikh-el-Beled oder Dorfschulzen emporragen. Die Fellah, bemerkt ein Ethnograph, sind eine arme, verachtete, unter harter Arbeit und Abgaben fast erliegende Menschenklasse, versunken in Schmutz und Stumpfsinn, ohne Grundbesitz und als leibeigen an die Scholle gefesselt. In etwas besserer Lage befinden sich die Fellahs in den Städten, welche Gewerbe und Kleinhandel treiben und öfters zu Wohlhabenheit gelangen. Ein ganz anderes Volk sind die Beduinen, in denen sich das Arabertum fast rein erhalten hat, und welche sich ihren heimischen Stolz auch auf ägyptischem Boden zu bewahren gewußt haben.

In etwa 50 Stämme geteilt, führten sie während der mamlukischen Herrschaft größtenteils ein unstetes Räuberleben, stehen jetzt aber in friedlichem Verkehr, und treiben hauptsächlich Viehhandel. Sie sind voll Mut und Freiheitsstolz, mäßig und von guter Leibeskonstitution. Die Blutrache und Weidestreitigkeiten führen oft zu blutigen Fehden unter ihnen. Sie heiraten nur unter einander und verabscheuen insbesondere die eheliche Verbindung mit Fellahs als eine Schmach. Sie bekennen sich zwar zum Islam, aber ohne dessen Speisegesetze zu beobachten. Manche von ihnen leben vereinzelt in Höhlen und Felsklüften, oder auch nomadisierend, die meisten aber sind in Dörfern ansässig in der Nähe des Kulturlands, oder auf sandigen Strichen innerhalb desselben. Sie teilen sich in große Bundesgenossenschaften, an deren Spitze mächtige Scheiks stehen. Die Osmanen sind in Egypten dieselben wie allenthalben, in stolzem, gravitätischem Genuß der Herrschaft träger Ruhe hingegeben. Die Mameluken endlich, seit dem 13. Jahrhundert in Egypten einheimisch, sind ursprünglich als Sklaven von den Kaukasusländern hereingekommen, bildeten dann die Truppenmacht der trägen Osmanen, nahmen aber nach und nach als Beys die Zügel der Herrschaft in die Hand und dominirten den Staat, bis sie von Mehemed Ali gestürzt wurden. Vorherrschend bei der ganzen Bevölkerung ist die arabische Sprache, die selbst bei Hof die türkische verdrängt hat. St.

Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

(1. Fortsetzung.)

II.

Spät noch in der vorigen Nacht, als schon die letzten Abendspaziergänger die „Piazza“ verlassen hatten, suchte und spürte der Maler Camillo von Winter, nachdem er vorher angsterrüllten Gemüts eine große Zahl Gassen und Gäßchen durchforstet, auf dem dann von mildem Mondlicht zauberhaft übergoßenen Plaze hin und her und gönnte sich erst, als er sah, daß heute alle seine Mühe umsonst sein würde, soviel Ruhe, um an einem der kleinen Marmortische, die man bereits wieder hinwegzutragen im Begriff war, noch eine Sorbette Eis zu sich zu nehmen. Er tat es hastig, sprang wieder auf und eilte seiner in ziemlicher Entfernung von der Piazza San Marco gelegenen Wohnung zu. Er wohnte in dem Hause einer wohlhabenden, ihm von München her bekannten deutschen Familie

und hatte im Parterre mit seiner kleinen Schwester ein mäßig großes, komfortabel, wenn auch einfach eingerichtetes Logis inne, während ihm ein geräumiger heller Pavillon, inmitten eines hübschen Gärtchens gelegen, als Atelier diente.

Mit gespanntester Erwartung riß er, in dem Flur dieses Hauses angekommen, die Thür des Vorzalls auf, schritt, durch die Sorge um die Kleine auf das höchste erregt, durch mehrere größere Zimmer nach seinem Schlafgemach und dem daneben gelegenen der Schwester, — aber kein ruhiger Atemzug hauchte ihm entgegen wie sonst, kein goldblond umrahmtes, vom seligsten Frieden verklärtes Kindergesicht lächelte ihn aus holdem Traume an; das Bett Adele's stand unberührt. Einen Augenblick lang blieb Camillo sinnend vor demselben stehen und ging dann langsam Schrittes den nämlichen Weg nach dem Schlafzimmer

zurück. Nachdem er das Licht angezündet, wandte er den Blick nach dem mit allerhand Gewächsen besetzten Blumentisch und überzeugte sich bald, daß die Pflanzen diesmal vor der Nacht nicht begossen worden waren, was sonst das Geschäft der Schwester zu sein pflegte — es konnte also kein Zweifel sein, Adele war nicht nach Hause gekommen.

Diese peinvolle Gewißheit ließ ihn die ganze Nacht hindurch keine Ruhe finden; er warf sich unruhig im Bett hin und her, und zu öftermalen, wenn er draußen an der Tür des Vorzimmers ein Geräusch gehört zu haben glaubte, sprang er auf und eilte hinaus, um dann in nur noch größerer Erregung zurückzukehren und die Morgenstunde heranzuwachen.

Ach, wie lang eine solche Nacht ist mit ihrem schleichenden Gang, wie träge die Minuten verrinnen, wie melancholisch eintönig, wie unerträglich teilnamlos der Glockenschlag der Uhr den Verlauf einer Stunde kündigt, — endlich einer, und endlich wieder einer.

Und auch dieser Nacht folgte endlich der Tag. Camillo kleidete sich an und eilte hinaus, um in dem Gärtchen hinter dem Hause die frische Morgenluft wohlthätig auf sich wirken zu lassen, und kaum, daß es im ersten Stockwerk, wo der Besitzer des Anwesens wohnte, lebendig wurde, schritt er auch schon hinauf, um zu fragen, ob die kleine etwa da übernachtet habe oder ob sie gestern in den Abendstunden überhaupt einmal nach Hause gekommen sei. Durch die Antwort, die man ihm gab, und die Ueberraschung und den Schrecken, mit denen man seitens dieser Familie seine Frage nach dem Verbleibe Adeles aufnahm, noch heftiger erregt, begab er sich schleunigst nach der Administration eines der gelesesten venetianischen Blätter, um, sobald die Bureauz geöffnet waren, ein Inserat, in welchem er unter Angabe seiner Wohnung um Auskunft über den Verbleib des Mädchens bat, zur Aufnahme in die nächste Nummer zu überreichen. Diese Nummer der Zeitung konnte erst gegen den Abend desselben Tages erscheinen, und mit peinvoll gespannter Erwartung sah Camillo der Ausgabe des Blattes entgegen.

Dann irrte er wieder suchend in den Gassen umher, fragte bei diesem und jenem Freunde, bei denen er mit Adele zuweilen verkehrt hatte, an, ob die Schwester etwa zu ihnen gekommen wäre, und ging erst kurz vor Mittag in seine Wohnung zurück. Als indes auch hier noch kein Lebenszeichen von Adele vorhanden war, verließ er dieselbe rasch wieder und begann seine Wanderung in der Stadt auf's neue. Bis zu Tode ermüdet kam er dann nach langem Suchen abermals zu Hause an, seine einzige Hoffnung auf die in dem heute erscheinenden Blatt erlassene Nachfrage nach der Schwester setzend und nunmehr entschlossen, ehe er weitere Schritte tat, das Erscheinen desselben abzuwarten. . . .

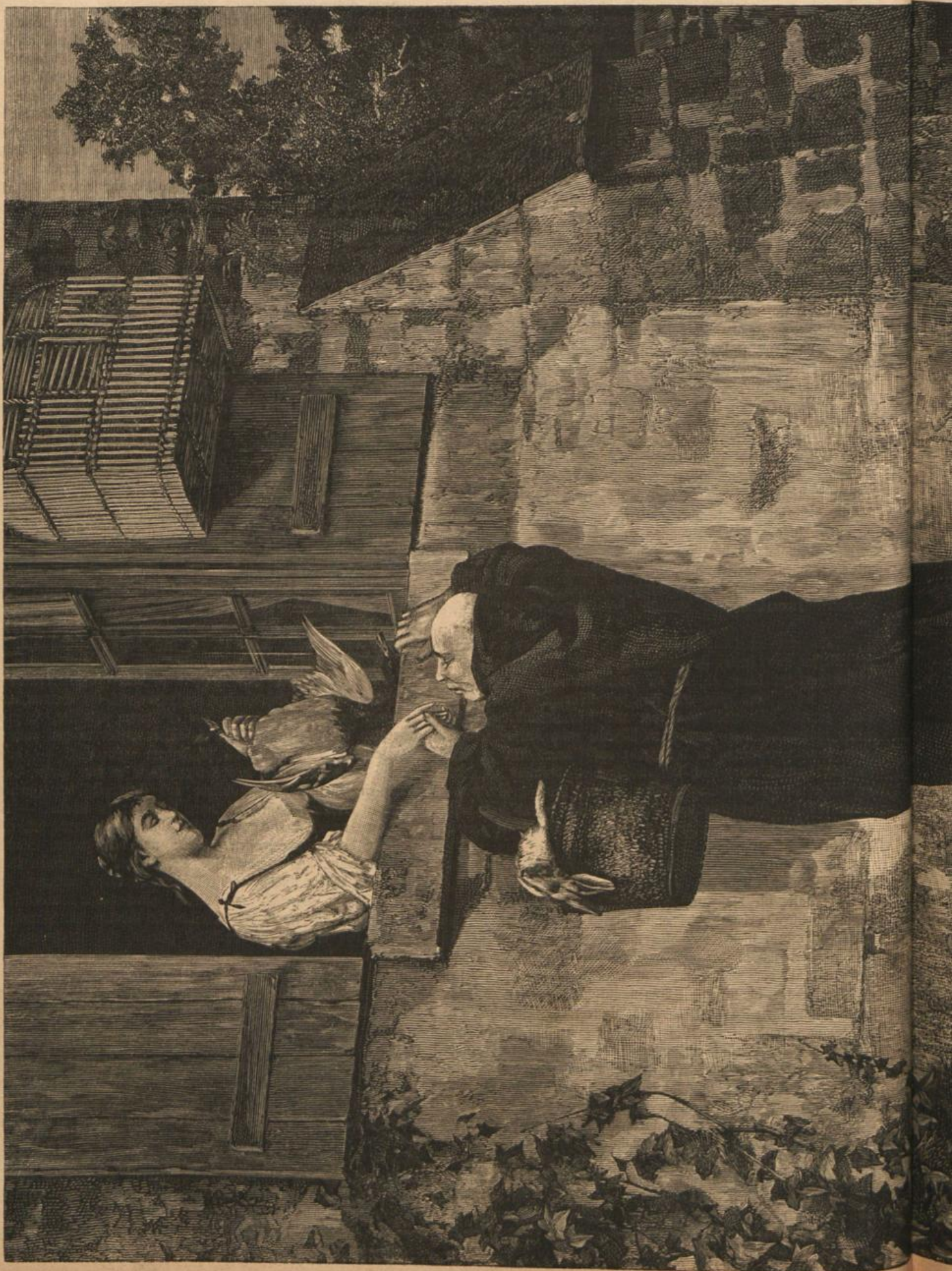
Und wie vergnügt und selig Adele während all' dieser qualvollen Stunden des Bruders war!

Sie hatte für die Nacht ein herrliches Zimmer mit prächtigem Bettchen gehabt und, müde von dem langen Gang am Abend und dem vielen Erzählen und Geplauder, hatte sie süß geschlummert wie immer und war munter und frisch erwacht. Hatte man ihr doch gesagt, daß man sie an diesem Tage, zu dessen goldenem Lichte sie heute die Augen aufschlug, wieder zu ihrem Bruder zurückbringen wolle — was Wunder, daß sie ihn sorglos kommen sah? — Freilich dann, als sie sich vom Lager erhob und das Frühstück, diesmal mit Serena allein, eingenommen hatte, war ihre erste Frage, wann man sie zu dem Bruder führen werde, und sie hatte sehr ungeduldig verlangt, daß es sogleich geschehen möge. Aber wie man ihr versicherte, daß man den Bruder selbst hierher in den Palazzo della Sponda holen wolle und Serena ihr in dem traulichen Gemach, das sie selber bewohnte, allerlei niedliche Sachen von Porzellan, Glas und Marmor zeigte und dazu kostbares Spielzeug aus den eigenen Kinderjahren, ließ sie sich gern aufhalten und darauf durch alle die prächtigen Säle und Zimmer des Palastes nach dem großen schattigen morgentühlen Garten hinabführen.

Was für eine Freude das nun war! — Diese spiegelglatten, braun-schimmernden Edelkastanien, die am Wege lagen, diese großen, saftschwellenden Weinbeeren an den Spalieren und den Maulbeerbäumen, die prächtigen Oleander und schlanken Pinien, die schönen Agaven und Zwerg- und Stechpalmen, und, o, die herrlichen Narzissen und Hyazinten und all' die anderen stolzen, bunten, duftenden Blumen auf den Beeten — in den großen Treibhäusern die Oliven- und Feigenbäume, die Mandeln, Kakteen und Dattelpalmen, die Zitronen und Goldorangen mit glänzenden, aus grünem Laub verlockend hervorstachenden Früchten, und die Wassermelonen, die frischen zucker-süßen Wassermelonen! . . . Man brauchte nur überall die Hand auszustrecken und so hinzugreifen, um immer eine neue Kostbarkeit zu erlangen, so daß man sich in einer Stunde für ganze Tage hätte daran satt essen können. Und was für possirliche Tierchen, die kleinen Löwen-Affen in den metallenen Käfigen — wie sie die Orangen so zierlich in den Händen hin und her zu bewegen wußten und mit seltsamen, wunderspaßigen Augen zwinkerten, die weißen, scharfen Zähne zeigend, den Kopf komisch bald dahin bald dorthin wendend und die Ohren spizend, an der süßen Frucht sich erquickten und mit allerlei Grimassen immer und immer wieder die Täzchen durch das blank gepuzte Gitter streckten, nach weiterer, frischer Labfal verlangend. Dann, als Adele und Serena ihnen nichts mehr hinreichten, da zogen sie sich verdrossen auf einen Ast im Käfig zurück, um, die struppigen Köpfe duckend, mürrisch, ach und doch noch immer gar so begehrlig mit den klaren, klugen Augen zur Seite zu schielen! — Adele hätte den ganzen Tag mit den reizenden Tieren spielen mögen. . . .

Und wie in einem anderen Häuschen die bunten Papageien mit den breiten Schnäbeln nach dem Zucker schnappten, den ihnen Serena in ihrer feinen Hand hinhielt, und wie die niedlichen Kolibris durcheinander schwirrten und alle die anderen fremdländischen Vögel mit goldglänzendem Gefieder girrend und kirchernd beisammensaßen, die Köpfe schläfrig in den Federn begruben oder stolz die mächtigen Schweife zu buntschillernden Rädern auseinander falteten! — Und dann die Goldfische — ja, die Goldfische! . . . Sie standen alle still und reckten sich bis an die Oberfläche des Wassers in dem großen kristallinen Behälter, um die Brodkrumen aufzufangen, die Serena ihnen zuwarf; man sah ihnen an, wie es ihnen schmeckte, so emsig bewegten sie die Kiemen und haschten immer wieder nach der Speise und schnappten und schlürften: mein Gott — dachte Adele — wenn einem der kleinen Kerle so eine große Brodkrume im Gaumen stecken bliebe und etwa eins der zierlichen Tierchen ersticken müßte, es wäre doch gar zu schade! — Und Eidechsen waren auch da, Eidechsen, bunte, schillernde Eidechsen zwischen den grünbemoosten Steinen und den großen Blättern im Aquarium, und schwerfällige Schildkröten mit kleinen Köpfchen und hellen Augen, und allerhand anderes seltsames Getier! . . . So ungefähr wie dieses märchenhafte, wunderbare Leben hatte sich Adele das Treiben im Garten des Paradieses gedacht, von dem sie in der Bibel gelesen, und sie sprang und hüpfte und klatschte in die Hände und freichelte unter gutmütigen Schmeichelworten den goldgelben, ungeheueren Leonberger, der stolz und wie selbstbewußt den mächtigen Schweif bewegend, den dicken Kopf gravitatisch tragend, Schritt auf Schritt, bald hinter bald neben den beiden herging, und sie wurde wieder voll Ungebulb, daß der Bruder käme, damit sie ihm alle die herrlichen Dinge zeigen könne. . . .

Das ging so bis um die Mittagsstunde. Dann aber machte sich bei der Kleinen doch eine merkliche Abspannung nach all' dem Schauen und Aufmerken geltend, und sie fragte mit größerer Heftigkeit einmal über das andere, wann denn nun Camillo kommen werde. Der Marchese von Montanari hatte nun allerdings während des Vormittags die Adresse von Adeles Bruder zu erfahren gewußt und bald darauf einen Boten mit der Einladung an den Maler gesandt, er möchte sich zu ihm bemühen, um daselbst einesteils sein Schwesterchen wiederzufinden, andernteils aber, um Herrn von Montanari Gelegenheit zu geben,





Bettelmönche. (Seite 56.)

über eine von ihm beabsichtigte künstlerische Neuausschmückung des großen Saals in seinem Palaste mit ihm Rücksprache nehmen zu können. Der Bete hatte jedoch Camillo von Winter nicht zuhause getroffen und vermochte daher den Brief seines Herrn nur im Hause abzugeben. Das war unmittelbar nach dem Augenblicke geschehen, als Camillo nach erstmaliger Rückkehr in seine Wohnung diese wieder verlassen hatte. Nichtsdestoweniger erwartete man im Palazzo della Sponda den Bruder Adele's jede Stunde, da man sich sagte, daß derselbe doch wieder seine Wohnung aufsuchen werde, schon um nachzusehen, ob die Schwester inzwischen zurückgekehrt sei.

Aber weiter und weiter rückte der Zeiger der Uhr und der Erwartete kam nicht. So waren schon mehrere Nachmittagsstunden veronnen, und jetzt vermochte man die Kleine durch nichts mehr aufzuhalten. Sie verlangte wieder, bitterlich weinend, zu dem Bruder zurückgebracht zu werden, und man mußte sich endlich entschließen, ihren heftigen Bitten Gehör zu schenken. Serena wollte sie bis nahe an die Wohnung des Bruders begleiten, und dann sollte sie eine, sich gleichfalls mit auf den Weg begebende Dienerin des Hauses vollends zu diesem bringen.

Schon schritten die drei die breiten Stufen der Treppen nach dem Portal hinab, voran Serena mit Adele, die sie an der Hand führte, hinter ihnen die Dienerin. Als sie aber bis auf die Mitte der Treppe gekommen waren, trat unter der zur Wohnung des Portiers führenden Thür, rechts, unmittelbar am Eingang des Palastes, eiligen Schrittes ein junger Mann heraus, der allem Anschein nach im Begriff stand, eben hastig die Stufen hinauf zu gehen.

Es war Camillo von Winter, der, als er seine Hoffnung nur noch auf die Wirkung seines Zeitungsinserts setzend, das zweitemal nach Hause gekommen war, die Einladung des Marchese vorgefunden und sich nun hocherfreuten Herzens, vor allem über die beruhigende Mitteilung inbetreff des Schwesterchens, unverweilt nach dem Palazzo della Sponda begeben hatte. Bei dem Marchese angemeldet, wurde er von letzterem ersucht, sich zu ihm hinauf zu bemühen, was Camillo eben tun wollte als die drei die Treppen herabgeschritten kamen.

„Camillo!“ klang eine laut jubelnde Stimme von der Treppe herab.

Mit wildem Ungestüm riß sich die Kleine vom Arme Serenas los und slog einige der Stufen hinunter auf den Bruder zu. Dieser, eben erst durch das Vestibule nach der Treppe geschritten, war offenbar überrascht, hier so schnell der Schwester zu begegnen, und sah hastig gewendeten Blickes auf.

Da stand, eine Erscheinung von unsagbarer Anmut und Hoheit Serena, den linken Arm, der eben noch Adele geführt, leicht nach vorn gestreckt und mit ängstlichem Blick die ungestümen Bewegungen der Kleinen hütend. Sie trug ein Kleid von leuchtender hellblauer Farbe, das in malerischen Falten an den schönen Gliedern bis auf die marmornen Stufen der Treppe herabfloß. Die vollen, weich geformten Arme traten, von kostbaren Granatspangen umgürtet, blendend weiß aus seinem, zierlichen Spizengekränzel hervor, auf die hoch gewölbte Brust, die sich unter dem zarten, fast durchsichtigen Gewebe leise hob und senkte, funkelten die glühroten Perlen einer doppeltgereihten, ebenfalls aus Granaten bestehenden Kette, an der ein kleines, goldenes Kreuz hing, hernieder, während über den Nacken das üppige Haar in glänzenden Wellen herabfiel und in seiner dunklen Färbung sich äußerst wirkungsvoll von dem hellschimmernden Gewande abhob. An der einen Seite des letzteren hing ein jetzt eng zusammengefalteter, mit reichem Schmuck versehener Fächer herab, während die rechte Hand einen zierlichen Sonnenschirm hielt, den diese nun abwärts lehrte und in den Falten des Kleides ruhen ließ. Ueber dem frischen, zarten Antlitz, das ein ebenso einfacher wie geschmackvoller Strohhut nur leicht beschattete, lag jene Milde, jener sanfte Frieden, wie sie die Maler auf Engelsangefächter zaubern; die roten, knospenden Lippen waren wie zum Sprechen halb geöffnet und ließen unter ihren weichen Linien die blendend weißen Zähne hervorschimern; in den großen, lang bewimperten Augen aber glänzte

ein süßes, unbefreiblich reizvolles Lächeln, welches die selige Freude ihres innersten Gemüths deutlich erkennbar widerspiegelte.

Wie Camillos Blick diese Erscheinung traf und an der herrlichen Gestalt herniederglitt, war es ihm, als flute leuchtender Lichtschimmer voll berauschten Entzückens in seine Seele hinein, und er stand einen Augenblick geblendet und gebunden . . .

Die Schwester hatte jubelnd seine Hände erfaßt und dann in ungestümer Freude seine Knie umklammert, und er hob sie in seliger Wonne des Wiedersehens empor, küßte sie auf Stirn, Wange und Mund, und drückte ihr vor freudiger Aufwallung glühendes Antlitz in stummem Entzücken an das seine.

Adele mußte es aber doch sonderbar finden, daß der Bruder nach einem flüchtig hingeprochenen: „Wie gut, daß ich dich wieder habe!“ so gar nichts zu ihr redete, und sie wollte, nachdem er sie wieder auf die Stufen niedergelassen, eben in neuem Ungestüm an ihm emporklettern und ihm ihre Freude noch ausgelassener bezeigen denn zuvor; sanft abwehrend jedoch sagte er:

„Aber nun laß mich, mein Kind, — ich muß noch rasch hinauf zum Herrn Marchese.“

„Ah, zum Herrn Marchese!“ — fiel die Kleine munter zustimmend ein. — „Ja“ fügte sie freudig hinzu — „der hat dich schon längst erwartet, Camillo, den ganzen Vormittag und bis jetzt, — aber du warst auch gar zu lange! — O, und es ist ein gar lieber guter Herr, der Herr Marchese, und die schönen Säle solltest du sehen, und den herrlichen Garten mit den großen bunten Blumen, und die kleinen possirlichen Affen, und die Goldfische und die Eidechsen — —“

„Das nachher mein Kind!“ — unterbrach sie der Bruder lächelnd — „Jetzt laß mich!“

„Ja“ — fuhr sie fort, indem sie seine Hände losließ — „geh' du hinauf, und bis du mit dem Herrn Marchese fertig bist, will ich wieder mit Fräulein Serena —“

Jetzt erst, als er diesen Namen nennen hörte, verneigte sich Camillo vor dem schönen Mädchen und zog artig den Hut. Eine zeremonielle Vorstellung dünkte ihm nicht am Platze, und er schien sich darin in vollem Einverständnis mit Serena zu befinden, die seinen stummen Gruß mit einer ebenso höflichen Verbeugung erwiderte und, nachdem Camillo an ihr vorübergeschritten, die Kleine wieder an der Hand nahm, um mit ihr und dem anderen Mädchen, das während dieser ganzen Szene schweigsam hinter ihr gestanden hatte, unter hohem Säulengang seitab der Treppe nochmals nach dem Garten zu gehen. Adele hatte das so gewollt.

Camillo von Winter befand sich bald in einem großen, lustigen, auf das eleganteste ausgestatteten Empfangssalon, zu welchem ihn ein oben auf dem Korridor wartender Diener geführt hatte, und wo der Marchese von Montanari seinem Eintritt bereits entgegen sah.

„Seien Sie mir herzlich willkommen!“ — redete er den einen einfachen schwarzen Gesellschaftsanzug tragenden jungen Mann an, der mit ehrerbietigem Gruß an der Schwelle des prächtigen Zimmers stehen geblieben war, und bat ihn, in einem der Fauteuils plaz zu nehmen.

„Ich hatte bereits vor Wochen die Absicht, Sie zu mir zu bitten, um mit Ihnen über eine von mir schon länger geplante neue Ausschmückung unseres Marmorjaals Rücksprache zu nehmen;“ — fuhr der Marchese fort, indem er sich dem Künstler gegenüber niederließ — „da führte uns gestern ein sonderbarer Zufall ihr kleines munteres Schwesterchen ins Haus, und ich benutze dieses merkwürdige Zusammentreffen, um endlich mein Vorhaben in Ausführung zu bringen.“

„Nehmen Sie jedenfalls, Herr Marchese, meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche Fürsorge für mein Schwesterchen entgegen,“ — erwiderte Camillo ungezwungen — „und seien Sie im voraus überzeugt, daß ich Ihnen in jeder Hinsicht zu Dienst bereit bin, soweit ich es irgend vermag!“

„Sie sind der treffliche Künstler, dessen landschaftliche Darstellungen und Portraits schon wiederholt prämiirt worden, und dessen Abend am Gardasee unlängst bei der Preisbewerbung der Akademie den ersten Preis errang?“ — fuhr der Marchese

im Tone leichter Frage, die indes schon selbst die Antwort enthielt, fort, während Camillo dankend sich leise verneigte. „Ich habe auch kürzlich die vorzüglichen Gemälde gesehen, mit denen Sie den großen Saal im Palaste Fontana des Marchese Contarini, meines Freundes, dem ich auch die heute morgen erhaltene Mitteilung Ihrer Wohnung verdanke, ausgeschmückt haben, und ich bin eben dadurch bewogen worden, mich mit meinem Anliegen an Sie zu wenden. . . . Zuerst aber wird es Sie interessieren, zu erfahren, wie wir mit Ihrem Schwesterchen, das wir herzlich lieb gewonnen haben, zusammengekommen sind.“

Und der Marchese erzählte nun die Begegnung Serenas mit Adele am gestrigen Abend, während der junge Mann mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörte und, als jener sich am Schluß wiederholt in der liebenswürdigsten Weise über das gewinnende Wesen der Kleinen aussprach, nicht umhin konnte, ihm unter abermaligen Versicherungen seines herzlichen Dankes warm die Hand zu drücken.

„Nun zu meiner Angelegenheit, mein Herr!“ — kam der Marchese dann wieder auf den vorigen Gegenstand des Gesprächs zurück. „Ich möchte also für unseren großen Saal — ich werde mir erlauben, Sie dann hinunter zu führen — einen neuen Bilderschmuck, und zwar landschaftliche Darstellungen, wie Sie solche mit so meisterhafter Kunst im Palazzo Fontana geschaffen haben. Und nun hören Sie, — ich komme mit ziemlich weitgehenden Wünschen, — wirklich, im wahren Sinne „weitgehenden“, mein Herr! — Wir besitzen am Lago di Como ein größeres Grundstück mit einer Villa. Sowohl die Besitzung selbst als auch und vor allem die Umgebung ist überreich an Schönheiten unvergleichlicher Art. — Sie kennen den Comosee, nicht?“ — unterbrach er sich plötzlich.

„Gewiß, Herr Marchese! Ebenfogut wie den Lago di Garda und die herrlichen Landschaften an den oberitalienischen Seen überhaupt!“ — antwortete Camillo mit leichtem Reigen des Hauptes, zugleich sein unverkennbar warmes Interesse an dem Gegenstand der Unterhaltung dabei ausdrückend.

„Das freut mich, mein Herr! Diese genaue Bekanntschaft mit dem Charakter jener Gegenden würde Ihnen mindestens bei der Lösung der Ihnen in diesem Falle zugeordneten Aufgabe außerordentlich zu statten kommen — doch, was sage ich!“ fiel sich der Marchese mit leichtem Lächeln schon wieder in die Rede, indem er mit der Hand leise über seine Stirne strich — „haben Sie denn Zeit und Neigung auf meinen Plan einzugehen? — Sie sehen, ich vergesse bei meiner Schwärmerei die allerersten Bedingungen, um —“

„O bitte, Herr Marchese!“ — warf Camillo in überaus gewinnender Art ein, indem er mit der Hand eine leicht abwehrende Bewegung machte — „Ich versicherte Sie schon, daß Sie mich in jedem Falle ganz zu ihrem Dienste bereit finden, und ich wiederhole Ihnen das, Herr Marchese!“

„Nun gut denn, und nehmen Sie meinen verbindlichsten Dank für diese liebenswürdige Bereitwilligkeit, noch ehe Sie ganz wissen, welche Lasten ich Ihnen aufbürden will,“ — nahm der Marchese, durch Camillo's letzte Worte sichtlich auf das angenehmste berührt, sein Thema wieder auf. „Es ist also mein

Wunsch, den Marmorsaal mit einer Reihe größerer Fresken ausgeschmückt zu sehen, welche hervorragend schöne landschaftliche Szenerien jener Gegend, und besonders auch die Villa und die Besitzung selbst zum Gegenstand haben sollen. Wenn Sie nun geneigt sind, Ihre Zeit und Kunst dieser Aufgabe zu widmen, so würde es zuvörderst nötig sein, daß Sie an Ort und Stelle Zeichnungen der darzustellenden Einzelbilder aufnehmen, und ich würde Sie, da mir viel daran liegt, die Ausschmückung bald in Angriff genommen zu sehen, bitten, sich dann wo möglich vor Eintritt des Herbstes nach dem Comosee und unserem Grundstück zu begeben. . . . Und nun sagen Sie mir offen heraus, was Sie zu dem eben mitgetheilten Plane meinen, und ob Sie auch jetzt noch bereit sind, mir zu seiner Ausführung freundlich die Hand zu bieten.“

Camillo von Winter hatte mit sich steigendem Interesse zugehört, und seine aufrichtige Freude über das soeben vernommene drückte sich in allen seinen Zügen aus.

„Sie konnten, geehrtester Herr Marchese,“ — antwortete er — „mir in der That kaum ein willkommeneres Anerbieten machen, als das, mit dem Sie mich soeben zu beehren die Güte hatten. Es war nach dem ermutigenden und mich überaus beglückenden Erfolge, den ich mit meinem „Abend am Gardasee“ bei der letzten Preis Konkurrenz der Akademie erlangte, bereits meine ganz unverrückbar feststehende Absicht, demnächst in einem neuem Bilde wieder ein Sujet von einem der oberitalienischen Seen zu behandeln, und ich habe lediglich aus diesem Grunde mehrere mir in jüngster Zeit gewordene höchst ehrenvolle Anträge, die mich aber andere Landschaften zum Vorwurf zu nehmen genötigt hätten, abzulehnen mich entschlossen. Sie glauben mir also wohl, daß ich nicht nur gerne, sondern mit ganz besonderem Vergnügen mich der von Ihnen gestellten Aufgabe unterziehen werde, wenn anders Ihre Besitzung am Lago di Como und ihre näheren Umgebungen nur irgendwie dankbare Motive zu bieten imstande sind. Und daß dies der Fall ist, darüber hege ich nach den mir von Ihnen gemachten Mitteilungen nicht den mindesten Zweifel. Belieben Sie, ganz über mich zu verfügen.“

Der Marchese reichte dem jungen Maler in ungezwungener Freundlichkeit die Hand und sagte mit offener Befriedigung:

„Ich hätte kaum geglaubt, in betreff meiner Wünsche bei irgend jemand und besonders bei einem so ehrenvoll bekannten und so gesuchten Künstler, wie Sie es sind, so rasches Entgegenkommen zu finden, und wünsche von Herzen, daß wir uns auch hinsichtlich der anderen, nachher zu erörternden Punkte ebenso schnell einigen möchten. Jetzt aber“ — und der Herr Marchese erhob sich dabei aus seinem Fauteuil — „darf ich Sie wohl bitten, mein verehrtester Herr, mir gefälligst nach dem Saal hinunter zu folgen.“

„Ganz zu Ihrem Befehl, Herr Marchese!“ — entgegnete Camillo, indem er gleichfalls von seinem Sitze aufstand und, einer freundlichen Handbewegung des ersteren folgend, ihm voran durch die hohe Flügelthür des Zimmers auf den Korridor hinausschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Scott.

Sein Leben und seine Werke. Von George Winter.

Dem reichbegabten Schotten Walter Scott verdankt England die eigentliche Begründung und Entwicklung des historischen Romans. In Ch. Dickens Werken bewundern wir den Humor, welcher dessen Schilderungen durchweht. Dieselben führen uns meistens in die untersten Volksschichten und umfassen alles, was das Volksleben an erschütternder Tragik und erheiternder Komik besitzt; W. Scott dagegen führt uns — auf der Grundlage gediegener historischer Studien — in die romantischen Zeiten des

schottisch-englischen Mittelalters zurück, er macht uns mit der großartigen Natur des Hochlandes vertraut, er gibt uns nicht nur in seinen Romanen, sondern auch in seinen Balladen und anderen poetischen Werken ein farbenreiches Bild seines herrlichen Vaterlandes.

Obgleich sich nun die Werke Walter Scotts nicht nur in seinem Vaterlande, sondern in ganz Europa des ungetheiltesten Beifalls erfreuten und in verschiedene Sprachen übersetzt wur-

den, so erfuhr man dennoch im Auslande wenig über des Dichters Lebenslauf. Sein Schwiegersohn, Mr. Lockhardt, hat zwar vor Jahren eine Biographie W. Scotts herausgegeben, allein diese von allen Freunden und Verehrern des großen Schotten mit Spannung erwartete Arbeit hat die inbetreff derselben gehegten Erwartungen getäuscht, weil Mr. Lockhardt es nicht verstanden hat, das reiche Material, welches ihm zu Gebote stand, gut zu verarbeiten. Es fehlt diesem Werke zwar nicht an interessanten Passagen, aber es ist durchaus mit einer gewissen ermüdenden Schwerfälligkeit geschrieben, weshalb sich auch bis jetzt niemand der Mühe unterzog, diese Arbeit ins Deutsche zu übersetzen. Einzelne Notizen aus derselben sowie auch aus der leider unvollendeten Selbstbiographie Walter Scotts werden deshalb gewiß vielen Verehrern des Autors als eine Reliquie aus seinem Nachlaß willkommen sein.

Dem ein Einblick in das Leben, in die Schicksale eines großen Geistes gibt uns stets ein besseres und richtigeres Verständnis für seine Werke und ermöglicht eine gerechtere Beurteilung der etwaigen Schattenseiten derselben. Denn wo viel Licht ist, fehlt auch der Schatten nicht.

W. Scott wurde am 15. August 1771 in Edinburg geboren. Sein Vater war ein allgemein geachteter Advokat, ein Mann von streng puritanischen Sitten. Die Mehrzahl der englischen und schottischen Rechtsanwälte steht — mit Recht oder Unrecht? — in dem Verdachte, auf Kosten ihrer Klienten ihr Glück zu machen; dem Vater Walter Scotts konnte dieser Vorwurf nicht gemacht werden, denn seine Klienten borgten von ihm und brachten ihn oft um große Summen, weil Scott ein durch und durch nobler Charakter war. Diesen edlen Zug, sich für andere aufzuopfern, hat Walter Scott von seinem Vater geerbt. Seine Mutter Anna Rutherford, eine Tochter des berühmten Dr. John Rutherford, Professor der Medizin an der Universität Edinburg, besaß eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Bildung und übte durch ihr sanftes mildes Wesen einen veredelnden Einfluß auf ihren Gatten und ihre Kinder aus; auch sind mehrere Gedichte von ihr vorhanden, welche sich durch Schönheit der Form und Gedantentiefe auszeichnen.

Die Kindheit Walter Scotts wurde durch jahrelange Krankheit getrübt. Als er 1½ Jahre alt war, erlitt er durch Unvorsichtigkeit seiner Amme eine Verrenkung des rechten Beines, welche ihm viele Schmerzen bereitete und nach vielen peinlichen Kuren dennoch zu lebenslänglichem Hinken zwang. W. Scott ertrug aber dieses Leiden mit großer Geduld und ohne jede Bitterkeit oder Verstimmung. Hierzu trug hauptsächlich die jahrelange, zärtliche Pflege seiner Tante Janet Scott bei, welche sich, da Scotts Mutter durch die Sorge um elf Kinder natürlich sehr in Anspruch genommen war, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit des kranken Knaben annahm. Tagelang saß sie bei ihm und las ihm die alten schottischen Balladen vor, wodurch schon in dem Gemüt des kleinen Walter die Liebe zu seinem herrlichen Vaterlande geweckt und genährt wurde. Er übertrug schon in frühester Kindheit seine Pflegerin durch seine außerordentlich lebhaftes Phantasie, sowie durch ein ungewöhnlich scharfes Gedächtnis; die vielen alten Ritterromane, welche man dem kleinen Knaben zur Unterhaltung gab, wurden sicher die Grundlage seiner späteren dichterischen Richtung.

In den Schulen machte er keine besonderen Fortschritte; trotz alles Tadels der Lehrer und der Ermahnungen seines Vaters schweifte er am liebsten in der herrlichen Umgebung seiner Vaterstadt herum und zog die Unterhaltung mit Hirten oder Jägern, welche ihm die altschottischen Volkslieder mitteilen mußten, jedem anderen Studium vor. Während er sich seiner Gesundheit wegen in Sandy Knowe, dem Landsitze seines Großvaters, aufhalten mußte, wuchs diese Liebe zur Natur immer mehr; der junge Walter bekam eine wahre Manie, alte Ruinen zu durchstöbern und jeden Ort, welcher irgend eine geschichtliche Erinnerung bot, zu durchforschen. Als 15 jähriger Knabe hatte er schon eine Sammlung altschottischer Volkslieder angelegt, welche einen bleibenden Wert hat.

Nachdem sich seine Gesundheit gekräftigt hatte, entschloß sich

Walter Scott, hauptsächlich auf Wunsch seines Vaters, für die juristische Laufbahn. Er selbst hatte keine besondere Vorliebe für den Advokatenstand, welcher in jeder Hinsicht in direktem Widerspruch mit seiner durch und durch poetischen Natur stand. Er studierte, nachdem er einen praktischen Kursus bei seinem Vater durchgemacht hatte, zwei Jahre lang in Edinburg. Schon während dieser Zeit dichtete er heimlich; er überlegte Gedichte von Bürger sowie auch Goethes Götz von Berlichingen in's Englische. Letztere Arbeit erschien 1799 im Druck, fand zwar freundliche Aufnahme, erregte aber durchaus kein Aufsehen. Nachdem Walter Scott ausstudiert hatte, erhielt er, zur großen Freude seines Vaters, durch Vermittlung der ihm befreundeten herzoglichen Familie Buccleugh eine der besten Sekretärstellen bei dem Gerichtshof in Edinburg.

Bis hierher war Walter Scotts Lebensweg, wenn auch in der Kindheit durch Krankheit verdüstert, dennoch verhältnismäßig glatt und ruhig gewesen; doch sollte ein Sturm der Leidenschaft bald diese Ruhe trüben. Walter Scott verliebte sich leidenschaftlich in die schöne, koquette Tochter eines hochmütigen Baronets, welche mit seiner Zuneigung Spiel trieb und sich schließlich mit einem alten reichen Adelligen verheiratete. Allein der Schmerz einer unglücklichen Liebe sowie die herbe Enttäuschung, welche mit diesem Weh verbunden war, gaben Walter Scott die Weihe zum Dichter; von dieser Zeit an beherrschte die Muse sein Herz und inspirierte ihn zu jenen wundervollen Poesien, welche uns noch heute mit Bewunderung erfüllen; freilich erst nach harten, inneren Kämpfen, worunter auch seine Gesundheit zu leiden hatte. Er begab sich deshalb auf Wunsch seines Vaters im Sommer 1797 nach dem Bade Gilsland, um sich dort zu erholen. Hier nun wartete seiner das Glück; er lernte Anna Carpenter kennen, ein junges Mädchen von so bestrickender Schönheit, Anmut und Liebenswürdigkeit, daß der Dichter sich unwiderstehlich zu diesem reichbegabten Wesen hingezogen fühlte. Seine Liebe fand Erwiderung. Miß Carpenter besaß Geist und Bildung genug, um die geniale Begabung Walter Scotts zu würdigen. Schon im Winter 1797 folgte sie ihm als Gattin in sein Landhaus in Lasswade am Esk, wo er seinen häuslichen Herd begründete. Kurz vorher war er zum Sheriff ernannt worden.

Nun blühten dem Dichter goldene Tage. Frei von der Sorge um Erwerb, im Besitze einer liebenden Gattin, inmitten der schönsten Natur lebend, konnte sein Genius sich zur herrlichsten Blüte entfalten. Im Jahr 1802 gab er eine Sammlung altschottischer Balladen heraus: „The Minstrelsy of the Scottish Border“ (Die Minnesänger des schottischen Gebirgslands), welche mit Begeisterung begrüßt und von allen literarischen Autoritäten mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Diesem Werke folgte 1804 „Sir Tristram“, ein Roman in metrischer Form, dann 1805: „The Lay of the last Minstrel“, (Lied des letzten Minnesängers (?), dann „Poetical Works“ (5 Bände Balladen und lyrische Gedichte), endlich 1806: „Marmion“. Die letzte Dichtung erregte allgemeinen Beifall durch die hinreißende Beschreibung der Schlacht von Floddenfield. Den höchsten Beifall jedoch errang Walter Scott durch sein herrliches Gedicht: „The Lady of the Lake“. (Die Jungfrau vom See.) Dessen Schauplatz ist im westlichen Hochland von Perthshire; die wundervollen Naturschilderungen, die Beschreibung des Katrinesees, der Insel u. ist wohl das schönste, was W. Scott jemals gedichtet hat.

Bald nach der Veröffentlichung dieses letzten Werkes begab sich der Dichter, auf Einladung einiger Freunde, nach London, wo er mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und von Hoch und Niedrig bewundert und gefeiert wurde. Alle diese Huldigungen erweckten jedoch bei dem lebenswürdigen Poeten weder Hochmut noch Stolz; seine Zeitgenossen erwähnen rühmlichst, wie bescheiden sein Auftreten und wie lebenswürdig er im persönlichen Verkehr gewesen sei.

Das Familienleben Walter Scotts war ein heiteres, sorgloses und höchst glückliches. Durch eine ihm unerwartet zu fallende Erbschaft konnte der Dichter den Lieblingswunsch seiner Gattin erfüllen und ein größeres Landgut kaufen. Walter Scott

erwarb das romantisch gelegene Gut Abbotsford am Tweed, eine reizende, wie für einen Dichter geschaffene Besizung mit einem altertümlichen Schlosse, schattigen Parkanlagen und Laubgängen, murmelnden Bächen und rauschenden Wasserfällen. Hier kamen seine drei jüngeren Kinder zur Welt, der älteste Sohn ist in Laßwade geboren. W. Scott war ein höchst liebevoller Gatte und Vater; er trug seine Gattin auf den Händen und erzog seine Kinder mit der größten Sorgfalt und zärtlichsten Liebe.

Der hervorragendste Zug in Walter Scotts Charakter ist sein außerordentlicher Fleiß und die wahrhaft wunderbare Elastizität seines Geistes. Er selbst nannte sich oft eine Schreibmaschine, und wenn man die Anzahl seiner Werke sowie die Schnelligkeit und Sicherheit seines künstlerischen Schaffens in Erwägung zieht, so muß man diesen Vergleich fast als treffend bezeichnen. Einem intimen Freunde schrieb er einst: „Wenn ich müßig sein müßte, so verlör ich den Verstand.“

Nachdem die vorerwähnten poetischen Werke Walter Scotts erschienen waren, erzwang sie der Dichter einer kurzen Ruhepause. Seine Beliebtheit war schon damals so groß, daß von seinem Gedicht: „The Lady of the Lake“ in vier Monaten eine Auflage von 16 000 Expl. für 7800 Pfd. St. (156 000 M.) verkauft wurde.

Fast zu gleicher Zeit erschien Byrons „Childe Harold“. Walter Scott war hingerissen von dem genialen Schwunge der Byronischen Poesie; er fühlte, daß Byrons poetische Begabung die seinige bedeutend überragte, und es ist ein edler, schöner Zug in Scotts Charakter, daß er für Byron eine ächt neidlose Bewunderung hegte und dies freimütig bekannte. Dennoch fühlte er, daß durch diesen Dichterheros sein eigener Ruhm in Schatten gedrängt werden würde; deshalb grübelte er darüber nach, welches neue Feld er wohl für sein eigenartiges Talent finden und auch auf diesem eine ebenso vollendete Meisterschaft betätigen könne. Lord Byron selbst spornte ihn dazu an, auf dem Gebiete des Romans neue Lorbeeren zu suchen. Walter Scott beendete nun ein Fragment, welches seit Jahren vergessen unter seinen Papieren geruht hatte und veröffentlichte das Buch unter dem Titel: Waverley. — Dieser Roman wurde mit Begeisterung aufgenommen; die Kritiker überboten sich in dessen Lob und Lord Byron selbst erklärte, dies sei der beste Roman, welchen er jemals gelesen hätte. Walter Scotts Prosa war beinahe noch besser, als seine Poesie; obgleich man ihm häufig den Vorwurf gemacht hat, seine Einleitungen seien zu umständlich ausgesponnen und seine Verherrlichung des Mittelalters eine übertriebene, so fühlt man sich dennoch beim Lesen seiner Romane von all der Romantik jener ritterlichen Zeit bezaubert; der Dichter fesselt uns und reißt uns zur Begeisterung fort. Er gibt uns stets eine naturwahre Charakteristik von Volk und Land, eine treue Zeichnung der Sitten und Gebräuche, sympathische Schilderungen des Gemütslebens, oft durchwürzt von reichem Humor und dies alles mit dem Hintergrunde der prachtvollen Naturgemälde des schottischen Hochlandes. Der Leser weiß oft nicht, was er mehr bewundern soll: die Originalität des Dichters, dessen umfassende Gelehrsamkeit oder den gewissenhaften Fleiß, mit welchem er jede einzelne Romanfigur zeichnet und ausarbeitet. So sagte ein englischer Kritiker über den Charakter Barney's in „Kenilworth“: „Dieser Barney ist der prachtvollste Schurke und Bösewicht, und wir bewundern Walter Scott um der Schöpfung dieser Gestalt willen; der Dichter beweist durch die ganze Entwicklung dieses Charakters, daß er auch die Untiefen der menschlichen Natur kennt und bis in ihre feinsten Fibern zu analysiren versteht; das meisterhafte an dieser Schilderung besteht jedoch darin, daß wir nie das Interesse für die besseren, edleren Regungen des Schurken verlieren, sondern demselben unwillkürlich unser Mitleid widmen, indem wir stets die Sünde von dem Sünder trennen. Diese eigentümliche Darstellungsgabe — vom rein sittlichen Standpunkt aus die einzig richtige — gibt allen Romanen Walter Scotts einen besonders bedeutenden Wert; denn das ist ja die gefährliche Seite unserer modernen Sensationsromane, daß sie gerade das Gegenteil erzielen, — sie verherrlichen den Verbrecher, idealisiren die Verbrecherinnen und hängen der Sünde ein glänzendes Gewand um.“ —

Walter Scott läßt Barney — nach einer aufregenden Szene mit seinem Herrn, dem ränkevollen Lord Leicesters, in einem Zustande geistiger Erschöpfung folgendes Selbstgespräch halten:

„Welcher Tor bin ich, daß das Geschwätz jenes elenden Menschen mich so außer Fassung bringt? Gewissen, du bist es, was sich in meiner Seele regt! — Du bist wie ein Bluthund, der mit furchtbarem Scheule sowohl bei der leisen Bewegung einer Maus oder Ratte, als bei dem Tritte des Löwen aus dem Schlummer erwacht! — Kann ich mich nicht durch einen einzigen, kühnen Schritt aus einem so peinigenden, unwürdigen Zustand befreien? — Nein, denn ich bin nur ein Sterblicher, und ich suche durch irdische Mittel meine Leidenschaften zu befriedigen und meine Verhältnisse zu verbessern!“

Der Leser erhält durch viele ähnliche Stimmungsbilder einen tiefen Einblick in die Gedankenwerkstatt des Dichters. Der Schimmer der Romantik, welchen Walter Scotts Genius über dessen Romanbildern heraufzuzaubern versteht, steht freilich in grellem Gegensatz zu dem Wesen und Treiben der selbstsüchtigen Zeit, in welcher wir leben, aber gerade deshalb haben alle Gebilde des Dichters einen eigentümlichen Zauber, und die Jugend aller Zeiten und Völker wird sich stets gerne in diese oft sogar phantastische Traumwelt versenken. Zu Schaden kommt sie dabei nicht, — es muß rühmend erwähnt werden, daß Scott in allen Schilderungen der Leidenschaften stets sittlich rein bleibt, und daß in keinem seiner Werke nur ein Wort zu finden ist, welches ein reines Gemüt verletzen könnte.

Auf Waverley folgten in rascher Reihenfolge die Romane: Guy Mannering, Ivanhoe, Kenilworth, Woodstock, Quentin Durward, Redgauntlet, der Altertümler, das Kloster, der Abt, Robin der Rote, die Schwärmer, der Pirat, die Braut von Lammermoor, das Herz von Midlothian, Montrose, der schwarze Zwerg, Peberil vom Gipfel, St. Romans Brunnen u. sowie verschiedene kleinere Aufsätze. Von besonderem Werte sind die historischen Arbeiten: „Die Chronik des Canongate zu Edinburg“, und „Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte“.

Das englische und schottische Volk begrüßte alle diese Romane mit ungeteiltm Beifall; man wartete stets mit Spannung auf das nächstfolgende Werk des Lieblings der Nation. Die englischen Historiker gehörten zu Walter Scotts eifrigsten Bewunderern, sie gestanden ihm zu, daß seine historischen Romane alle Anforderungen, welche man an dieses Genre stellt, im höchsten Grade befriedigten und stets einen Ehrenplatz in der britischen Literatur einzunehmen würdig wären.

Neben dieser Anerkennung seines Talents war auch der pekuniäre Erfolg, welchen Walter Scott mit seinen Romanen errang, ein enormer; die Verleger kämpften um die Ehre, seine Werke herauszugeben, und der Dichter hätte sich, weil er so unermüdllich fleißig war, einen fürstlichen Reichthum erwerben können, aber alles, was er durch seine Feder verdient hatte, ging am 26. Juni 1826 verloren. An diesem Unglückstage fallirte das Handlungshaus Ballantyne, mit dessen Chef, James Ballantyne, Scott seit Jahren befreundet und im stillen associirt war, mit einer Schuldenlast von beinahe drei Millionen Mark. Schon in früheren Zeiten war die Firma nur durch große Opfer von Seiten des Dichters vor dem Bankerott bewahrt worden nun brach dennoch das Verhängnis über dem schuldlösen Haupt Walter Scotts zusammen. Der Dichter erklärte — als ächter Ehrenmann — daß er den enormen Betrag seiner Schuld bet Heller und Pfennig bezahlen werde. Weil nun sein schönes Gut, Abbotsford wegen früherer Verschreibung an seinen Sohn und dessen Gattin nicht verkauft werden durfte, so verpflichtete er sich, alle seine Verbindlichkeiten durch den Ertrag seiner Arbeiten zu erfüllen. Er bezog in Edinburg eine bescheidene Mietwohnung, schränkte sich bis aufs äußerste ein und schrieb nun — um seine Gläubiger zu befriedigen. Er sagte hierüber einem Freunde: „Wenn sie (die Gläubiger) mich nur gewähren lassen, so will ich mein Leben lang wie ein Sklave für sie arbeiten und den Schacht meines Geistes nach Diamanten durchwühlen oder wenigstens nach solchen Steinen, die sie für Diamanten verkaufen können!“ —

Ein Unglück kommt selten allein! — Wenige Monate nach diesem Schlag starb des Dichters treue Gattin und liebevolle Lebensgefährtin. Dieser Verlust ging ihm mehr zu Herzen, als derjenige seines Vermögens. Aber er suchte Trost in der Arbeit; mit der Feder wollte er die finstern Gedanken verschwenken. Um genügendes Material zu dem „Leben Napoleons“, an welchem er damals arbeitete, zu sammeln, reiste er nach Paris, wo er die Archive studirte. Der dortige Aufenthalt war für ihn ein heilsamer; die Verehrung und Huldigung, welche ihm von allen Seiten zuteil wurde, tat ihm wohl und legte sich wie ein Balsam auf sein wundtes Gemüt! —

Gestärkt und gehoben kehrte Walter Scott nach Edinburg zurück und arbeitete von nun an wie ein getreuer Sklave für seine Gläubiger. Er bekam zwar von verschiedenen Seiten Anerbieten von Darlehen und Geschenken, allein sein Stolz sträubte sich dagegen, eine Beisteuer anzunehmen, so lange er noch arbeiten konnte. Dies erwarb ihm die Achtung nicht allein seiner Nation, sondern auch aller derer, welche im Ausland von seinem Unglück hörten. Mit welcher eisernem Fleiße Walter Scott arbeitete, kann man aus der Tatsache ersehen, daß er in vier Jahren die Summe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark an seine Gläubiger abzahlte. Allein die jahrelange Anstrengung, das unausgesetzte Arbeiten rieb den Dichter endlich auf; ein Schlaganfall erschütterte seine Gesundheit, das arme, gemarterte Gehirn vermochte nicht mehr frisch zu denken, der Dichter diktierte manchmal einem Freunde, oft aber verank er in teilnahmlose Apatie. — Sein Stern war im Erbleichen! — Ein zweiter Schlaganfall

trat ein, und nun bestanden seine Aerzte sowie sein letzter noch lebender Sohn (alle seine Kinder waren noch vor ihm gestorben) darauf, daß er eine Zeit lang in dem milden Klima Italiens verweilen müsse. Die Regierung übernahm die Reisekosten, indem sie dem kranken Dichter ein mit allem Komfort versehenes Schiff zur Disposition stellte, mit welchem Walter Scott nach Neapel segelte. Aber es war zu spät! — Walter Scott erholte sich nicht mehr! — Dennoch trieb ihn die Sehnsucht zurück, er wollte in der Heimat sterben.

Mit Rührung erzählt Lockhard, daß der Kranke immer und immer wieder versucht habe, zu schreiben; er ließ sich vor seinen Schreibtisch tragen und die Feder in die gelähmte Hand geben. Doch die Gedanken wollten nicht kommen, der Dichter wollte sich gewaltsam zur Arbeit zwingen, aber die Feder fiel ihm aus der Hand und Tränen rollten aus den müden Augen des erschöpften, fleißigen Arbeiters. Er ließ sich in sein Bett zurücktragen und schlummerte am 21. September 1832 unter heiteren Phantasien hinüber zur ewigen Ruhe! —

Walter Scotts Name wird nie vergessen werden, sein Andenken wird stets ein geachtetes bleiben.

Walter Scott war ein durch und durch edler Charakter, sein Leben ist frei von Schuld und Sünde, es liegt klar wie ein Spiegel vor aller Völker Augen! Sein dankbares Vaterland hat ihm in Edinburg ein prachtvolles Denkmal errichtet, allein das schönste aller Denkmäler hat Walter Scott sich selbst in den Herzen seiner Zeitgenossen und Nachkommen gesetzt! Dort wird sein Name ewig in leuchtender Klarheit eingegraben stehen! —

Unsere höhere Jugendbildung.

Nach dem Vortrag Dubois-Reymonds über „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft“ und wider ihn.

Von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Die Einsicht, wie außerordentlich mangelhaft unsere aus der Unterrichtsmethode unserer Gymnasien hervorgehende „höhere Bildung“ ist, veranlaßt Dubois-Reymond zu folgenden seine Reformpläne entwickelnden Ausführungen:

„Dieser Sachlage gegenüber fragt man sich denn doch, ob alles in Ordnung, ob es nicht an der Zeit sei und der Mühe lohne, einen Reformversuch zu machen. Hier, wie überall, ist es freilich, besonders für Außenstehende, leichter zu tadeln, als zu sagen, wie dem Fehler abzuhelfen ist. Hier, wie so oft in verwickelten Fragen der Verwaltung und des menschlichen Lebens überhaupt, gilt der Satz von den vielen Ursachen. Man trifft die eine, und zehn andere nicht minder wirksame entschlipfen unberücksichtigt. Doch will ich, auf die Gefahr hin, mich bloßzustellen, mit meinen Gedanken nicht zurückhalten. Ohne den ausgezeichneten Männern, welche an der Gestaltung unseres Gymnasialwesens sich beteiligten oder noch daran arbeiten, zu nahe treten zu wollen, kann ich meine Ueberzeugung nicht verbergen, daß der Geist des Gymnasiums nicht gehörig Schritt hielt mit der Entwicklung des modernen Geistes der Menschheit. Wie aus dem Vorigen hervorgeht, habe ich ein offenes Auge für die Gefahren, mit denen zu weit getriebener Realismus unsere geistige Kultur bedroht. Aber die neue Gestalt, welche die Naturwissenschaft dem menschlichen Dasein erteilte, ist doch auch nicht wegzuleugnen. Es hiesse, dem Vogel Strauß ähnlich, den Kopf in den Sand stecken, wollte man den gewaltigen, vorher geschilberten Umschwung verkennen, und es wäre vergeblich und gefährlich, dem rollenden Rade solcher weltgeschichtlichen Entwicklung in die Speichen zu fallen. Bis jetzt hat aber das Gymnasium dieser Entwicklung nicht gebührend Rechnung getragen. Trotz einigen mehr scheinbaren als wirklichen Zugeständnissen ist es im innersten noch immer die aus der Zeit der Reformation, wo es noch keine Naturwissenschaft gab, stammende gelehrte Schule, welche wesentlich

auf Vorbereitung für Geisteswissenschaft bedacht ist. In diesem Zurückbleiben des Gymnasiums hinter den Forderungen der Zeit liegt die Stärke der Realschule. Auf die verwickelte Frage nach den Befugnissen beider Arten von Anstalten einzugehen, kann hier nicht meine Absicht sein. Uebrigens bekenne ich mich zur Ansicht derer, welche nur Eine Art höherer Schule wollen, die ihre Zöglinge gleich vorbereitet und gleich berechtigt zur Universität, zur Gewerbe- und zur Bauakademie, zum Heer und so weiter. Selbstverständlich müßte dies das zweckmäßig umgestaltete humanistische Gymnasium sein. Um ohne jede Verwaltungsmaßregel der Nebenbuhlerschaft der Realschule ein Ende zu machen, scheint nur nötig, daß das Gymnasium den Zeitbedürfnissen etwas von seinen ehrwürdigen, aber überlebten Ansprüchen opfere, und etwas mehr den Strebungen der modernen Welt sich anpasse. Sobald das Gymnasium bona fide mit neuem Geiste sich tränkt und geeignete Vorbildung auch solchen gewährt, welche anderen als Geisteswissenschaften sich widmen, wird jene Nebenbuhlerschaft von selber aufhören. Die viel erörterte Frage wegen Zulassung der Realschul-Abiturienten zu Fakultätsstudien wäre dadurch aus der Welt geschafft, daß die Realschule auf das ursprünglich ihr zuge dachte Maß einer in ihrem Kreise sehr nützlichen Gewerbeschule zurückginge. Was ich dann vom Gymnasium verlangen würde, damit es mir den Forderungen der Zeit zu entsprechen scheine? Im Grunde äußerst wenig. Ein erstes ist klar. Ich verlange mehr Mathematik. Der mathematische Lehrplan des Gymnasiums müßte die Diskussion der Gleichung zweiten Grades und einige andere ebene Kurven umfassen, wie auch durch die Tangenteorie den Blick in die Differentialrechnung eröffnen. Hierzu müßten freilich der Mathematik mehr Stunden, statt vier sechs bis acht, eingeräumt werden. Bei den Verzeugs- und Maturitätsprüfungen müßte Mathematik den alten Sprachen und der Geschichte wirklich gleichstehen. Die Gleichberechtigung der Mathematik-Lehrer mit den Lehrern jener Fächer würde dann auch eine

Wahrheit werden. Man erwartet nun vielleicht, daß ich vom Gymnasium auch noch eine große Erweiterung des naturwissenschaftlichen Unterrichts zu fordern im Sinne habe. Aber ich beabsichtige gar nicht, aus dem Gymnasium eine naturwissenschaftliche Bildungsanstalt zu machen. Alles, was ich will ist, daß es den Bedürfnissen des künftigen Arztes, Baumeisters, Offiziers so gerecht werde, wie denen des künftigen Richters, Predigers, Lehrers der klassischen Sprachen. Ich wünsche also nur soviel Naturbeschreibung in den unteren Klassen, daß der Sinn für Beobachtung geweckt werde, und daß sich Gelegenheit biete, die Knaben mit der gleichfalls in den Tiefen der Erkenntnis wurzelnden Klassifikationsmethode vertraut zu machen, deren erziehende Kraft Cuvier so eindringlich schildert. Der Darwinismus, dem ich sonst huldige, bleibe dem Gymnasium fern. In den höheren Klassen wünsche ich aus den in meinem Gutachten angegebenen Gründen nicht etwa Physik und Chemie mit Versuchen, sondern Mechanik, die Anfangsgründe der Astronomie, der mathematischen und physikalischen Geographie, wofür ohne Schaden eine Stunde mehr als bisher ausgeworfen werden könnte. Wie aber Zeit gewinnen für diese Neuerungen? In der Prima wären durch Aufhebung des Religionsunterrichtes zwei Stunden einzubringen. Man begreift nicht, was dieser solle in der Klasse, deren protestantische Schüler alle schon eingesehnet sind, daher denn auch in dem vorher erwähnten offiziellen Lehrplan über eine halbe Seite engen Druckes darauf verwendet ist, das Penjum dieses Unterrichtes zu erläutern, während für das mathematische Penjum fünf Zeilen genügten. Wenn man jene halbe Seite und die entsprechende für Obersekunda liest, glaubt man den Lehrplan eines theologischen Seminars vor sich zu haben. Beim besten Willen bleibt dunkel, wie „Lesen der Augustana, woran die Unterscheidungslehren geknüpft werden,“ zur allgemeinen Bildung gehört, welche das Gymnasium seinen Zöglingen mitgeben soll. Mein anderer Vorschlag, um für Mathematik und Naturwissenschaft Luft zu schaffen, wird vermutlich noch mehr, wenigstens in noch weiterem Kreise, anstoßen als der erste. Kaum wag' ich es auszusprechen: ich wünsche die formale Beschäftigung mit dem Griechischen einzuschränken. Meine Begeisterung für die Schönheiten der griechischen Literatur gibt gewiß der keines deutschen Schulmannes etwas nach. Allein ich täusche mich sehr, oder das, was eigentlich Zweck des griechischen Studiums ist, Kenntnis griechischer Sage, Geschichte und Kunst, Durchdrungenheit mit griechischen Idealen und Ideen, kann auch ohne die unsägliche und meist für das Leben verlorene Mühe erreicht werden, welche es kostet, ein paar griechische Sätze auch nur auf das notdürftigste zusammenstümpfern zu lernen. Als Goethe Iphigenie dichtete, Thorwaldsen den Alexanderzug modellirte, konnten sie sicher nicht ein griechisches Extemporale in Untersekunda eines unserer Gymnasien schreiben. Wenn es einen griechischen Schriftsteller gibt, den fast alle Schüler mit Verständnis, ja Begeisterung lesen, viele auswendig und lieb behalten, so ist es Vater Homer. Und doch weicht seine Mundart von der, in welcher die Extemporalien geschrieben werden, so ab, daß die durch diese gewährte Uebung für ihn so gut wie nicht da ist. Es gelingt also auch ohne schriftliche Exerzitien, eine tote Sprache soweit zu bewältigen, wie es für das Lesen der Autoren nötig ist, und, wie Homer, könnten auch die attischen Musterchriftsteller gelesen werden, indem die schriftliche Arbeit dabei auf Vorbereitung und Uebersetzung sich beschränkte. Ich habe schon früher einmal meine lezerliche Meinung entwickelt, daß zu viel Beschäftigung mit dem Griechischen der deutschen Schreibart nachteilig gewesen sei. Unstraglich ist Latein mit seiner durchsichtigen Klarheit, seiner knappen Bestimmtheit und sicheren Auslegbarkeit ein besserer Lehrgegenstand, um daran den Verstand zu üben und den Sinn für die grundlegenden Erfordernisse einer guten Schreibart, Richtigkeit, Schärfe und Kürze des Ausdrucks, zu wecken und zu bilden, als Griechisch mit seinen vielen Formen und Partikeln, deren Bedeutung mehr künstlerisch geahnt als logisch zergliedert werden kann. Seit der Zeit, wo der Gymnasialunterricht wesentlich

seine heutige Gestalt erhielt, wandelte sich unsere Kenntnis des Altertums fast völlig um: die dürre Philologie ward lebendige Kunde jener untergegangenen Welt, und noch täglich vermehren glückliche Ausgrabungen unseren Schatz antiker Lebensbilder. Den Laien in der Pädagogik will es bedünken, als müßte hier, wie beim naturwissenschaftlichen Unterricht, die demonstratio ad oculos Wunder tun, und als ließe sich durch Vorzeigen von Abbildungen den Schülern in wenig Stunden mehr echter Hellenismus einflößen, als durch noch so langes Reden über die Aorista, den Konjunktiv und Optativ, und die Partikel.

Im Geschichtsunterricht wünschte ich den oft in unerprißliche Einzelheiten der bürgerlichen Geschichte — z. B. der römischen Parteikämpfe oder der mittelalterlichen Zänkereien zwischen Kaiser und Papst sich versteigenden Lehrgang reichlicher, als zu geschehen pflegt, mit umfassenden Kulturgemälden durchflochten zu sehen, auf denen die Gestalten wissenschaftlicher, künstlerischer und literarischer Heroen sich abhoben. Die Menge sehr nutzloser Zahrezahlen, welche man die jungen Leute auswendig lernen läßt, fällt um so peinlicher auf, wenn man sich erinnert, daß ihnen die wichtigsten Konstanten der Natur, selbst ihrem Dasein nach, unbekannt sein dürfen. Gehört es wirklich mehr zur allgemeinen Bildung, das Jahr eines agrarischen Gesetzes oder des Regierungsantritts eines salisch-fränkischen Kaisers auswendig zu wissen, als die Verbrennungswärme des Kohlenstoffs oder das mechanische Wärmeäquivalent?

Die Zeit erlaubt mir nicht, auf die Frage nach dem Gymnasialunterricht in den neueren Sprachen mich einzulassen. Wichtiger und schwieriger erscheint mir übrigens die Frage, wie bessere Ausbildung der Gymnasialschüler in der Muttersprache zu erreichen sei. Ich erwähnte schon, daß es meiner Meinung nach dabei um Bekämpfung eines deutschen Nationalfehlers sich handelt; diesen Punkt genauer zu erörtern würde vollends uns hier zu weit führen. Ich sprach bisher immer nur von meinen Wünschen. Allein ich stehe damit nicht allein. Eine große Zahl ansehnlicher Männer jeden Faches weiß ich mit mir in Uebereinstimmung. Unter der Fahne: „Regelschnitte! Kein griechisches Skriptum mehr!“ getraue ich mir ein durch die Summe der darin vertretenen Intelligenz formidables Gymnasialreform-Meeting zusammenzubringen. Lebhaft freue ich mich, mit meinem Fachgenossen, Herrn Prof. Adolph Zick in Würzburg, welcher unlängst „Betrachtungen über die Gymnasialbildung“ veröffentlichte, in fast allen wesentlichen Punkten mich zu begegnen. Es wäre vermessen, in so verwickelten Dingen die Zukunft durchschau zu wollen. Um aber schließlich den allgemeinen Gedanken wieder aufzunehmen, welcher auf diese besondere praktische Frage führte, so scheint mir in einer Reform des Gymnasiums, wie ich sie anzudeuten wagte, immerhin die beste Sicherung zu liegen, welche gegen Ueberfütterung unserer geistigen Kultur mit Realismus sich finden läßt. Das verjüngte Gymnasium wieder in Uebereinstimmung mit den Forderungen der Zeit wird dem Kampfe mit dem Realismus erst wahrhaft gewachsen sein. Anstatt seine Zöglinge mit klassischen Studien bis zum Ekel zu überfüttern, sie gegen den Zauber des Hellenismus abzustumpfen, durch pedantische Formenquälerei sie gegen den Humanismus zu verstimmen und durch die ihnen gewaltsam eingeprägte Richtung sie mit der umgebenden Welt in Widerspruch zu versetzen, wird es ihnen eine nach neueren Begriffen harmonische Durchbildung gewähren, welche, auf geschichtlicher Grundlage ruhend, auch die modernen Kulturelemente in richtigem Maß in sich aufnahm. Indem das Gymnasium selber dem Realismus innerhalb gewisser Grenzen eine Stätte bereitet, waffnet es sich am besten zum Kampfe wider seine Uebergriffe. Indem es ein kleines Stück aufgibt, verstärkt es das Ganze und erhält so vielleicht ein hohes ihm anvertrautes Gut der Nation: wenn er überhaupt noch zu retten ist, den deutschen Idealismus.“

Mit mancherlei von dem, was Dubois-Reymond in dem hier wiedergegebenen Schlusse seines Vortrages sagt, wird sich jeder vorurteillose Sachkenner einverstanden erklären können.

So mit der überzeugungsvoll betonten Behauptung, daß der

Geist des Gymnasiums nicht Schritt hielt mit der Entwicklung des modernen Geistes der Menschheit; ferner mit der Forderung, daß sich das Gymnasium bona fide mit neuem Geiste tränken müsse.

Auch gegen eine Reform des Geschichtsunterrichts in dem von Dubois-Reymond angedeuteten Sinne wird kaum ein vernünftiger Mensch etwas einzuwenden haben. Nur wird — so erlaube ich mir zu wünschen — eine Gymnasialreform — wenn sie endlich einmal kommt — hoffentlich nicht dabei stehen bleiben, den „oft in unersprißlichen Einzelheiten der bürgerlichen Geschichte sich versteigenden Lehrgang mit umfassenden Kulturgemälden zu durchflechten,“ sondern einfach an die Stelle der heute noch ausschließlich die Jugend auf unsren höheren Lehranstalten beschäftigenden Fürsten- und Kriegsgeschichte die Kulturgeschichte zu setzen, in die nicht nur alles das hineingeflochten werden kann, was von der Geschichte der Dynastien und der Kriegsbarbarei positiven oder negativen Anteil an der Kulturentwicklung hat, sondern in die all' das als einer der Faktoren des Kulturfortschritts oder als Kulturhindernis hineingehört.

An der Aufhebung des Religionsunterrichts in der obersten Klasse des Gymnasiums werden vielleicht die meisten Gebildeten unsrer Zeit auch nicht erheblich Anstoß nehmen — sofern sie nicht gerade zu dem kleinen, aber einflussreichen Völkchen der — Stillen im Lande, auch Mucker genannt, zählen. Ebensovienig an der „Einschränkung der formalen Beschäftigung mit dem Griechischen.“ Denn unter je hundert von unsren mit Gymnasialbildung ausgerüsteten Landsleuten lebt — ich wette darauf! — in neunundneunzig das meist recht deutlich zum Bewußtsein gelangte Gefühl, daß sowohl die Zeit, welche sie in den oberen Gymnasialklassen auf die Religion verwendet haben, völlig verloren war, als auch weitaus der größte Teil der unsäglichen Mühe und Plage, die sie das Einpausen der vertrackten unregelmäßigen griechischen Verba und sonstiger fataler Eigentümlichkeiten der griechischen Grammatik gekostet hat.

Viel geringer dagegen wird die Zahl derjenigen sein, welche mit Dubois-Reymond nur eine Art höherer Schulen — das im modernsten Geist reformirte Gymnasium — wollen, das sowohl zum Besuche von Universität, polytechnischen Hochschulen, zum Eintritt in das Heer als Einjährig-Freiwilliger und als Offiziersaspirant vorbereitet. Die einen werden dadurch der Verbreitung des Geistes der Neuzeit Schranken gesetzt sehen, — des Geistes, den sie vorzugsweise von unsren mit den Gymnasien konkurrierenden Realschulen gepflegt glauben, die andern werden den Geist des klassischen Altertums, den angeblich idealistisch angehauchten Humanismus gefährdet wähen, sobald den Gegenständen des Realunterrichts neben den „klassischen“ Studien breiterer Raum gewährt würde.

Die ersteren ebenso wie die letzteren würden recht behalten und das Gymnasium ein unseliges Zwitterding werden — meine ich, — wenn Dubois-Reymonds große Reform durchgeführt würde.

Worin besteht denn eigentlich diese „große“ Reform, — eine „große“ muß es ja sein, denn Dubois-Reymond selbst hat ja gezeigt, wie empfindliche, die ganze Nation beschämende Uebelstände vorhanden sind.

Was verlangt Dubois-Reymond?

„Im Grund äußerst wenig — —“

So sagt er selbst.

Als ich das zum erstenmale las, traute ich meinen Augen nicht. „Äußerst wenig“ und — risum teneatis amici! — hütet euch wenigstens, daß ihr nicht vor Lachen plazt, ihr Herren Auguren deutscher Gelehrsamkeit, — Dubois-Reymonds „äußerst wenig“ besteht in einer Kleinigkeit „mehr Mathematik.“

„Diskussion der Gleichung zweiten Grades und einige andere ebene Curven,“ dann durch „die Tangenteorie Eröffnung des geistigen Blicks der Schüler in die Differentialrechnung,“ das ist Dubois-Reymonds „große“ Forderung, die durchzusetzen er einen Reformfeldzug mit dem Feldgeschrei:

„Regelschnitte! Kein griechisches Skriptum mehr!“

beginnen möchte.

Zu der auf den Gymnasien gelehrteten niederen Mathematik noch einen Teil der bisher nur auf Hochschulen zu studirenden „höheren“, zu den bisherigen 4 mathematischen Unterrichtsstunden in der Woche noch zwei oder höchstens vier, — und damit wäre die Reform im wesentlichen vollbracht.

Besinnen wir uns noch einmal darauf, was Dubois-Reymond an unsrer Gymnasialbildung getadelt hat.

Die humanistische Bildung läßt ihm viel zu wünschen übrig, — seine Studenten erscheinen ihm nicht mit antikem Geiste getränkt, sie haben keine gute historische Bildung, sie schreiben fehlerhaftes, geschmackloses Deutsch, sie sind sogar erstaunlich wenig belefen in den deutschen Klassikern, — diese unsre Gebildeten sind also offenbar alles andre eher als wahrhaft — gebildet.

Und diesem tiefgehenden, vielumfassenden, für eine nach Bildung und geistiger Vervollkommnung ernstlich strebende Nation schier unerträglichen Uebelstande sollen die „Regelschnitte“ abhelfen und die Abschaffung der schriftlichen Arbeiten im Griechischen?

Tringt man auf den krummen Wegen der Ellipse, Parabel oder Hyperbel in den Geist des klassischen Altertums?

Lernt man die verwickelten Beziehungen, in denen sich der „gebildete“ Deutsche zu seiner Muttersprache befindet, etwa beseitigen, wenn man sie als Funktion der Geistesbeschaffenheit des ungebildet-gebildeten Individuums höchst exakt mathematisch darstellt?

Erfüllt man sich etwa mit dem Geiste der neuen Zeit, mit den Ideen unsrer Literatur- und Wissenschaftsheroen, unsre großen Entdecker und Erfinder, mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung?

Das wäre ja sehr schön, herrlich, so einfach, so „wissenschaftlich“ — — aber Dubois-Reymond ist weit entfernt, das zu behaupten.

Nur als Hilfsmittel für technische und wissenschaftliche Forschungen preist er sie an und sicherlich mit gutem Recht.

Dem Statistiker, dem Nationalökonom und dem Verwaltungsbeamten, dem Physiker und Meteorologen empfiehlt er sie als für seine Berufsleistungen ungemein fruchtbringend.

Aber daß jemand den antiken oder den modernen Geist, Kenntnis der Kulturgeschichte oder der deutschen Sprache und ihrer Klassiker über sich ausgöffe, — also gerade das profitirte, was unsren Gebildeten nach Dubois-Reymond fehlt, wenn er sich den „Regelschnitten“ mit allem erdentlichen Eifer hingibt, das behauptet Dubois-Reymond nicht mit einer Silbe.

Im Gegenteil: er gesteht in einem kurzen verschämten Sätzchen kurz vor dem Schlusse seines Vortrages ausdrücklich die grandiose Schwäche seiner Reform zu.

„Die Zeit erlaubt mir nicht, auf die Frage nach dem Gymnasialunterricht in den neueren Sprachen mich einzulassen. Wichtig und schwieriger erscheint mir übrigens die Frage, wie bessere Ausbildung der Gymnasialschüler in der Muttersprache zu erreichen sei. Ich erwähnte schon, daß es meiner Meinung nach dabei um Bekämpfung eines Nationalfehlers sich handelt; diesen Punkt genauer zu erörtern, würde vollends uns hier zu weit führen.“

Halt, Herr Professor, was Sie da sagen, das geht mit Verlaub zu sagen denn doch über die Hutschnur.

Wie man es machen muß, daß die gebildet werden sollen- den Deutschen mit mehr Mathematik gefüttert werden, das weiß der tiefgelehrte Herr genau, und wie könnte er auch nicht, ist es doch so kindlich einfach, daß ich jeden zwölfjährigen Schuljungen für einen unheilbaren Dummkopf erklären würde, der mir die Frage, sobald ich sie ihm klipp und klar vorlege, nicht ebenso gut beantwortet, mag er sich sonst auch noch im Stande jener kindlichen Unschuld befinden, in welchem man etwa „die Regelschnitte“ für eine nahe Verwandte der Butterschnitte zu halten vermag.

„Höre, lieber Junge, Ihr lernt jetzt in wöchentlich vier Unterrichtsstunden Mathematik. Ihr müßt künftighin mehr Mathematik lernen, als in diesen vier Stunden möglich ist. Wie



Der bleibt ein Laugenichts. (Seite 56.)

werden wir nun den Lektionsplan einzurichten haben, daß Ihr mehr lernt?"

Ich will mich zeitlebens mit nichts weiter als Regelschnitten beschäftigen, wenn nicht 90 Prozent aller mit Durchschnittsverständnis ausgestatteten Quartaner antworten:

"Das ist doch sehr einfach! Wir pauken eben künftig statt vier Stunden sechs oder acht Stunden oder noch mehr Mathematik."

Also in bezug auf diese mathematische Frage steht der berühmte Gelehrte Herr Dubois-Reymond hinter der Majorität unsrer Quartaner nicht zurück. Sollte er genau dieselbe Frage, auf den Unterricht in unsrer Muttersprache angewendet, wirklich nicht ebenso gut beantworten können, als jeder beliebige Quartaner?

Ich meinerseits zweifle an der Fähigkeit des Herrn Professor gewißlich nicht, — mir bleibt nichts andres übrig, als anzunehmen, daß er die Frage nicht beantworten will.

Wie viel Stunden in der Woche wird auf unsern Gymnasien Deutsch gelehrt?

Man höre und denke sich sein Teil:

Ganze zwei Stunden!

Zwei Stunden wöchentlich in der untersten Gymnasialklasse, der Sexta, zwei Stunden in der Quinta u. s. f. bis zur ersten Klasse — der Prima.

Im ganzen genießen die Gymnasiasten deutschen Unterricht in dem neun Jahre dauernden Gymnasialkursus nicht mehr als 640 Stunden, während ihnen in 1686 Stunden die Elemente der altgriechischen Sprache eingeprägt werden, also in über tausend Stunden mehr, und während gar 3360 Stunden, also fünfmal soviel als auf die deutsche Sprache! auf die lateinische Sprache verwendet werden.

Ob sich angesichts dieser ihm so wohlbekannten Sachlage der Sekretär der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften, Herr Dubois-Reymond, wirklich wundern kann, daß unsere „Gebildeten“ so erbärmlich deutsch schreiben und von den Klässikern so schmachvoll wenig wissen? —

Und wie deutsche Sprache und Literatur betrieben wird!

Mir liegt ein ganzer Berg von Jahresberichten deutscher Gymnasien zur Hand, von denen ich den ersten besten herausgreife, um mit seiner Hilfe zu zeigen, wie auf unsern Gymnasien deutsch gelehrt wird.

Im Jahresbericht des königlichen Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau für 1871—72 ist zu lesen:

Prima. Deutsch 2 Stunden. Philosophische Propädeutik. 1 Stunde. Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. 1 Stunde. Anleitung zum Verständnis deutscher Dichter und Prosaiker; Korrektur der deutschen Aufsätze. 1. Stunde.

Secunda. Deutsch 2 Stunden. Besprechen und Memoriren Schillerscher Gedichte. Lektüre der Jungfrau von Orleans. Lehre von den Dichtungsarten, hauptsächlich vom Drama. Vorträge literarischen und geschichtlichen Inhalts. Monatliche Aufsätze mit vorhergehender Besprechung der Disposition.

Ober-Tertia. Deutsch 2 Stunden. Ausgewählte Balladen von Bürger, Goethe, Schiller, Uhland wurden erklärt und memorirt. Wöchentliche Deklamationen. Alle drei Wochen ein Aufsatz.

Unter-Tertia. Deutsch 2 Stunden. Erklärung prosaischer und poetischer Stücke aus dem Lesebuch von Gopf und Paulsied; ausgewählte Gedichte wurden memorirt. Wöchentliche Vorträge. Alle drei Wochen ein Aufsatz.

Quarta. Deutsch 2 Stunden. Erklärung prosaischer und poetischer Stücke aus dem Lesebuch von Gopf und Paulsied. Ausgewählte Gedichte wurden memorirt. Das Nötigste aus der Flexionslehre. Alle 14 Tage ein Aufsatz. Übungen in Orthographie und Interpunktion.

Quinta. Deutsch 2 Stunden. Lesen und Erklären, sowie zuweilen schriftliche Wiedergabe von Stücken aus dem Lesebuch von Gopf und Paulsied I, 2. Regeln und mündliche wie schriftliche Übungen in Orthographie und Interpunktion. Ausgewählte Gedichte wurden memorirt.

Sexta. Deutsch 2 Stunden. Lesen und Erklären geeigneter Stücke aus dem Lesebuch von Gopf und Paulsied I, 1. Gram-

matische und orthographische Übungen. Häusliche Arbeiten. Wöchentlich wurden Gedichte memorirt.

Vergleichen wir zunächst damit einmal die den Unterricht in der deutschen Sprache auf höheren Lehranstalten Frankreichs angehende Notiz, welche jüngst durch eine Reihe deutscher Zeitungen ging.

Dieselbe lautete:

„Die deutsche Sprache wird überall in den höheren Schulen Frankreichs mit der englischen zur Wahl gestellt, hat gleiche Stundenzahl wie diese und wird zu gleicher Zeit mit deren Lektion gelehrt. Für besonders strebsame Schüler ist noch außer der Schulzeit ein besonders zu bezahlender Unterricht im Deutschen respektive Englischen eingerichtet. Der Lehrplan erstreckt sich auf 10 Jahre. I. (Erste) Vorschule und untere Klassen: Kinderbücher. Leichte Sprechübungen nach Bildertafeln. Deutsche (den Franzosen durchaus ungewohnte) Betonung. Nichts schriftlich. Sexta, Quinta, Quarta (das zitierte Blatt wählt die deutschen Bezeichnungen): Formenlehre. Leichte Lesestücke. II. Mittlere und obere Klassen. A. Grammatik. Untertertia und Obertertia: Das Wesentliche der Syntax. Untersekunda: Wortbildung und Prosodie. Obersekunda: Sprachliche Eigentümlichkeiten. Fortsetzung der Prosodie. Unterprima: Repetition der gesammten Grammatik. Oberprima: Keine besondere Grammatikstunde mehr. B. Lektüre. Als Kanon steht zur Auswahl: Quarta: Campes Robinson, Haiders Palmenblätter, Musäus, ausgewählte Märchen. Untertertia: Niebuhrs griechische Heldengeschichte, Märchen von Grimm und von Andersen. Obertertia: Lessings Fabeln, ein Lustspiel von Benedig nach Belieben, Kogebues Deutsche Kleinstädter und Bürger und Bauer, Lessings Minna von Barnholm. Untersekunda: Goethes Kampagne in Frankreich, Chamisso's Peter Schlemihl, Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten, Schillers Wilhelm Tell und Maria Stuart. Obersekunda: Goethe Götz von Berlichingen, Italienische Reise, Hermann und Dorothea, Schillers Wallenstein, Gedichte, Aufstand der Niederlande, Hauffs Lichtenstein. Unterprima: Lessings hamburgische Dramaturgie, Goethes Tasso, Iphigenie, Gedichte. Schillers Braut von Messina und Dreißigjähriger Krieg. Oberprima: Goethes Faust, I. Teil (mit Auswahl), Lessings Laokoön mit Auswahl, Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (mit Auswahl), Herders Ideen zur Philosophie und Geschichte der Menschheit, Schillers ästhetische Werke.“

Ich habe wohl nicht nötig, dieser Konfrontation des Programms, nach welchem im deutschem Gymnasium deutsche Sprache und Literatur getrieben wird, mit dem des deutschen Unterrichts auf den französischen Anstalten gleichen Ranges auch nur ein einziges Wort hinzuzufügen, um zu beweisen, daß ein nach der angegebenen Methode mit der Kenntnis unsrer Muttersprache ausgerüsteter Franzose zweifellos zehnmal soviel vom Besten, was unsre Literatur aufzuweisen hat, kennt und zweifellos besseres Deutsch zu schreiben imstande sein wird, als die meisten unsrer deutschen Gymnasiasten zur Zeit ihres Ueberganges auf die Universität.

Aus dem französischen Lehrplan weht uns der Hauch des feinsinnigsten Gefühls und des treffendsten Verständnisses für das Edle und Erhabene in unsrer Literatur entgegen, während die Zusammenstellung der deutschen Pensen in den Klassen des deutschen Gymnasiums einen fast beklemmenden Eindruck von Dede und Gleichgültigkeit macht.

Der lateinische Unterricht macht die deutschen Gymnasiasten schon in Quarta, der griechische in Tertia mit ganzen Worten alter Schriftsteller vertraut. Im deutschen Unterrichte dagegen beschränkt man sich auf das Stück- und Flickwerk der Lesebücher und beginnt bestenfalls in Sekunda ein oder zwei deutsche Dramen zu lesen.

Und wie trostlos sieht es mit dem Unterrichte in deutscher Literaturgeschichte auf unsren Gymnasien aus!

Erst in Prima, also bestenfalls während 160 Unterrichtsstunden hören die Gymnasialschüler Deutschlands Bruchstücke davon; bestenfalls können ihnen dürftige Abrisse der Gesamtgeschichte unsrer an Umfang und Gehalt die lateinische und griechische doch weit überragenden Literatur gegeben werden, — und

was ihnen davon für das praktische Leben im Gedächtnis bleibt, ist zumeist gradezu keinen Pfifferling wert.

Um diesen schmähligen Mangel in unsrem Bildungsweesen zu beseitigen, müßte man in Deutschland allerdings energischere Reformluft und gewaltig größeren Tatenmut an den Tag legen, als Dubois-Reymond betätigt.

Die Abschaffung der 2 Religionsstunden in der Prima und die sehr bescheidene Einschränkung des Griechischen tuts freilich nicht, — aber wie wäre es, wenn man den Religionsunterricht ganz den zur Konfirmation oder Firmelung vorbereitenden Geistlichen überließe, oder, falls man sich dazu durchaus nicht entschließen möchte, dem Griechischen 1000 Stunden und dem Lateinischen 2000 abzwachte?

Und wenn man von diesen freigewordenen 3000 Unterrichtsstunden dann getrost ein Drittel etwa der deutschen Sprache und Literatur und zwei Drittel den Naturwissenschaften zuwendete, so würden die gebildeten Deutschen Deutsch lernen, daß man sich ihrer nicht mehr zu schämen brauchte und aus dem Borne unsrer Literatur auch den Nektar idealistischen Strebens und Lebens schöpfen, dessen Versiegen und Versauern Herr Dubois-Reymond, gleich vielen andern Deklamatoren gegen das Emporwuchern grobrealistischen Geistes, gleichfalls so sehr beklagt.

Die Dinge liegen so einfach und es fehlt nur an dem Mut und dem guten Willen mit althergebrachter Verbohrtheit energisch zu brechen —

Herr Professor Dubois-Reymond: Hic Rhodus hic salta!

Die Baumwollenindustrie und ihre Bedeutung.

Kulturgeschichtliche Skizze von S. Schlüter.

„Die unansehnliche, kaum 3 Fuß hohe Pflanze mit ihren weißen Flocken hat einen entscheidenderen Einfluß auf das Geschick der Welt, als die ganze heilige Allianz mit ihren 150 Generälen, ihrer Schaar von Diplomaten und ihren millionen von Soldaten.“ Diese Bemerkung machte „Sr. Excellenz der preußische wirkl. Geheimrat“ Herr Lothar Bucher gelegentlich einer Besprechung der ersten londoner Weltausstellung. Herr Bucher war damals noch nicht Excellenz und dachte noch nicht daran, daß er einige Jahrzehnte später selbst in der von ihm mit wenig Achtung erwähnten Kategorie der „Diplomaten“ eine so hervorragende Rolle spielen werde.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls hat Bucher, als er obiges niederschrieb, garnicht so unrecht gehabt, und später, zur Zeit des nordamerikanischen Sklavenkrieges, hat sich erst recht gezeigt, wie ohnmächtig die Regierungen dem Einfluß der „unansehnlichen Pflanze“ gegenüberstanden.

„Cotton is king,“ Baumwolle ist König, hieß es in Amerika, als jener schon erwähnte Krieg der Herrschaft der Sklavenhelden des Südens noch kein Ende bereitet hatte, und selten hat es wohl einen mächtigeren König gegeben. Millionen hängen von ihm ab, ohne es zu wissen; millionen sehen zu ihm auf und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß die Baumwolle mehr als das Gold die Verhältnisse revolutioniert und umgestaltet hat.

In England hatte seit Mitte des 17. Jahrhunderts die Baumwollenindustrie in Manchester ihren Sitz aufgeschlagen. Das in Syrien und Cyprien aufgekaufte Rohmaterial wurde hier verarbeitet und dann nach London auf den Markt gebracht, von wo aus es ausgeführt und versendet wurde.

Von einem Einfluß der Baumwollenindustrie auf das Leben der Gesellschaft kann indes zu jener Zeit noch nicht die Rede sein. Dieser stellte sich erst ein, als durch die Erfindung der Maschinen zur Verarbeitung der rohen Baumwolle und der Anwendung der Dampfkraft zum Betriebe derselben der Anstoß zur vollständigen Umwälzung der Produktion gegeben war; also ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Die Verspinnung und Verwebung der rohen Baumwolle geschah bis dahin im Hause des Arbeiters. Die ganze Familie war an den Arbeiten beteiligt und das fertige Produkt wurde an herumreisende Agenten verkauft. Da der Arbeiter sein eigener Herr war und auch nicht durch die Konkurrenz all zu sehr niedergedrückt wurde, so war er imstande, ein Stüchlein Land zu pachten und zu bearbeiten und von seinem Einkommen ein verhältnismäßig gutes Leben zu führen. Seine materielle Stellung war eine bei weitem bessere, als die seiner Nachfolger, der Fabrikarbeiter. Er arbeitete nur so viel, wie ihm liebte und verdiente doch genug zum Leben. Die Beschäftigung in Garten und Feld, die er nebenbei betrieb, war ihm eine

Erholung und trug wesentlich zu seinem körperlichen Wohlsein bei.

Dieses Verhältnis wurde geändert durch die Erfindung und Einführung der Maschinen. Zunächst wurde im Jahre 1764 durch Hargreave die Jenny erfunden, die 16—18 Spindeln hatte, während das gewöhnliche bisher gebräuchliche Handspinnrad nur eine Spindel trieb. Da diese Maschine gleichfalls nur einen Arbeiter zum Betrieb brauchte, das Garn also rascher und billiger gesponnen werden konnte, so hob sich die ohnehin im Steigen begriffene Nachfrage nach Baumwollenzengen, welche immer mehr die teureren wollenen und leinenen Kleiderstoffe verdrängte. Der Lohn stieg und die Folge war, daß die Weber ihre Landwirtschaft aufgaben und sich gänzlich auf ihr Gewerbe legten.

Weiter bewirkte die Einführung der Jenny die erste Teilung der Arbeit in der Textilbranche. War bisher das Spinnen und Weben in einer Familie geschehen, so legten sich jetzt diejenigen Familien, welche sich eine Jenny anschaffen konnten, allein aufs Spinnen, während andere sich ausschließlich mit Weben beschäftigten, da sie das Garn billiger von den Spinnern beziehen konnten, als wenn sie den Rohstoff selbst verarbeiteten.

Die Vorteile, die diese Maschinen ihren Besitzern gewährten, wurden bald von Kapitalisten erkannt. Sie stellten eine größere Anzahl von Jennys in großen Gebäuden auf und benutzten zur Bewegung derselben Wasserkraft, wodurch ihr Bedarf an Arbeitern verringert wurde und sie daher imstande waren, ihr Garn billiger zu verkaufen. Die beständigen Verbesserungen der Maschinen, die Erfindung des durch Arkwright 1767 hergestellten Kettenstuhls, „neben der Dampfkraft die wichtigste mechanische Erfindung des 18. Jahrhunderts,“ die Erfindung des mechanischen Webstuhls und besonders die Anwendung der Dampfkraft zum Betrieb dieser Maschine machte bald das Fabrikssystem zum allein herrschenden in der Industrie. Die 800 000 Handweber, die es vor Einführung dieser Maschinen in England gab, wurden durch dieselbe als solche vernichtet. Was ihr Schicksal war, mag der Leser beurteilen nach folgendem Satz aus einer Rede, die das Mitglied des Unterhauses, Ferrand, am 27. April 1863 in einer Sitzung desselben hielt. Er sagte: „Die Baumwollenindustrie zählt 90 Jahre. — In 3 Generationen der englischen Race hat sie 9 Generationen von Baumwollenarbeitern verpeißt.“ —

Eine Folge dieser Verdrängung der Handarbeit durch die mechanische Arbeit war das rasche Fallen der Preise der Baumwollenwaaren, da die menschliche Kraft mit der Kraft der Maschinen nicht konkurrieren konnte und daher die durch Maschinen gefertigte Waare bedeutend billiger herzustellen war. Die billigeren englischen Baumwollenwaaren verdrängten die bisher meistgebräuchlichen Kleiderstoffe, wie Wolle und Leinen und die

Nachfrage nach Baumwollenwaaren wuchs dem entsprechend. Wenn bisher der Landmann meistens noch seine Kleidungsstoffe aus der Wolle, die er selbst geschoren und aus dem Flachse, den er selbst gebaut, gefertigt hatte, so wurde derselbe jetzt durch die Billigkeit der Fabrikstoffe veranlaßt, seinen Bedarf zu kaufen. Die billige Herstellung der Baumwollenwaaren ermöglichte der englischen Industrie eine siegreiche Konkurrenz mit ihren Rivalen in allen überseeischen Ländern, sie setzte sich fest und beherrschte bald alle unbesetzten Märkte in fremden Weltteilen, was alles die englische Baumwollenindustrie zu einer blühenden machen mußte. Der Hauptgrund aber, der das Bedürfnis nach Baumwollenwaaren schuf und so ein enormes Wachstum der genannten Industrie herbeiführte, lag in der allgemeinen Entwicklung der Industrie, nämlich in der mit dieser Industrie Hand in Hand gehenden Vermehrung des Arbeiterstandes und des dadurch herbeigeführten vergrößerten Konsums billiger Zeuge. Die billigen Zeuge aber — im Gegensatz zu leinenen und wollenen Stoffen — lieferte wiederum die Baumwollenindustrie.

Die Licht- und Schattenseiten der Baumwollenindustrie sind für die moderne Großindustrie typisch, und es bedarf wohl kaum noch der Ausführung, in welcher Weise diese Industrie auf die in ihr beschäftigten Arbeiter einwirkte. War vor Einführung der Maschinen der Baumwollenarbeiter insofern sein eigener Herr, als er seine Arbeitszeit und seine Erholungszeit einrichten konnte, wie er wollte, so wurde er jetzt der Knecht der Maschine, die er bedienen mußte. Zur festgesetzten Zeit mußte er in der Fabrik sein, zur festgesetzten Zeit erst wieder durfte er gehen. Hatte er früher mit Leichtigkeit seinen Erwerb gefunden, so war er jetzt den Lohnschwankungen ausgesetzt, welche die neue Produktionsweise mit ihren Krisen hervorrief und welche die frühere Sicherheit des Erwerbs für die Arbeiterklasse zerstörte. Eine rasche Vermehrung des Proletariats hielt gleichen Schritt mit der Entwicklung der Industrie, und speziell mit der Entwicklung der Baumwollenindustrie.

Und in welchem Maße sich diese entwickelte, zeigen folgende Zahlen: Während in den Jahren 1771—75 im Durchschnitt jährlich weniger als 5 Millionen Pfund roher Baumwolle in England importiert wurden, war die Einfuhr im Jahre 1841 schon auf 528 Millionen Pfund gestiegen. 1834 exportierte England 556 Millionen Yards (Längenmaß von 914 Millimeter) gewebter Baumwollstoffe, 76 1/2 Millionen Pfund Baumwollgarn und für 1 200 000 Pf. St. baumwollene Strumpfwaren. Im selben Jahre arbeiteten nahezu 9 Millionen Spindeln an der Verarbeitung des Rohstoffes. Nach Max Culloch's Berechnungen lebten damals direkt oder indirekt beinahe 1 1/2 Millionen Menschen in Großbritannien von diesem Industriezweige, und über den Einfluß, den derselbe auf die Grafschaft Lancashire, ihrem Hauptsitze, ausübte, berichtet ein Schriftsteller im Jahre 1844: „Sie — die Baumwollenindustrie — hat diese Grafschaft durch und durch revolutioniert, aus einem obsturen, schlecht bebauten Sumpf in eine belebte, arbeitssame Gegend umgeschaffen, ihre Bevölkerung in 80 Jahren verzehnfacht und Niesenstädte — wie mit einem Zauberstrich aus dem Boden wachsen lassen. Die Geschichte von Südlancashire weiß von den größten Wundern der neuesten Zeit, und doch spricht kein Mensch von ihr, und alle diese Wunder hat die Baumwollenindustrie zuwege gebracht.“

Das war im Jahre 1844! Und heute? Statt der 8—10 Millionen Spindeln, die im Jahre 1834 auf Großbritannien kamen und die im Jahre 1849 schon auf über 20 Millionen vermehrt waren, kamen 1880 bereits über 40 Millionen. Von 600 Millionen Pfund Rohstoff im Jahre 1844 war die Einfuhr im Jahre 1878 gestiegen auf 1 Milliarde und 200 Millionen Pfund, wovon England allein 87 Prozent selbst konsumiert. Die auf die Herstellung von Baumwollenwaaren in England verwandte Maschinenarbeit ist eine so ungeheure, daß,

wäre man bei dem alten Arbeitsprozeß von 1770 stehen geblieben, jetzt nahezu 100 Millionen Arbeiter nötig sein würden, um dem Bedarf zu entsprechen. Zu Ende der 50er Jahre schon berechnete man, daß aus dem Quantum Baumwolle, das alljährlich nach England gebracht wird, eine Pyramide gebaut werden könnte, größer als die des Cheops, und daß daraus Garn von 8572 Meilen Länge verfertigt wird.

Wenn man auch nicht sagen kann, daß die außerordentliche Veränderung, welche seit Ende des vorigen Jahrhunderts in England vor sich gegangen ist, ausschließlich auf Rechnung der Baumwollenindustrie kommt, sondern diese Veränderung der Entwicklung der Industrie überhaupt zuzuschreiben ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie den größten Teil dazu beitrug, England zu dem zu machen, was es heute ist: das industriellste Land der Erde, mit einer Hauptstadt von 4 Millionen und mit 3 Millionen Menschen, die allein von der Textilbranche abhängig sind.

Die Vereinigten Staaten sind das Land, aus welchem England den größten und besten Teil seines Bedarfs an Rohbaumwolle beziehen muß.

Hier war die erste Baumwolle etwa Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Samen, welcher von der westindischen Insel Auguilla geholt war, gezogen worden. Lange hatte es indes gedauert, ehe man nennenswerte Resultate erzielte, und noch im Jahre 1790 wurden im Ganzen nur 81 Ballen aus den Vereinigten Staaten ausgeführt, und der Wert der Gesamtausfuhr dieses Materials betrug in den Jahren 1790 und 1791 kaum 5000 Dollars. Erst durch die große Nachfrage nach Rohstoff, verursacht, wie wir gesehen haben, durch die Entwicklung der Maschinerie und der englischen Industrie überhaupt, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Bau der Baumwollenstaude gelenkt.

Bis zum Jahre 1793 war das Entsaamen der Baumwolle, die Trennung der Faser von dem Samen, an welchem sie hängt, durch Handarbeit geschehen. In diesem Jahre erfand ein Arbeiter in Massachusetts, Whitney, die Cottongin, eine Maschine, welche das Entkörnen besorgt. Einer andern Lesart zufolge soll diese Maschine nur eine Nachbildung eines Instrumentes sein, welches seit langem in Indien demselben Zwecke dient. Während nun früher bei der Entkörnung mit der Hand nur etwa ein Pfund ordinärer Wolle — an welcher der Samen fester haftet — des Tages durch eine Person gereinigt werden konnte, werden in derselben Zeit mit der Maschine etwa 100 Pfund Faser vom Samen getrennt. Von hier an datiert der großartige Aufschwung der amerikanischen Baumwollkultur. Bis dahin waren die Herstellungskosten der Baumwolle so groß gewesen, daß nur wenige Ballen geringerer Sorte ausgeführt wurden. Während im Jahre 1793 die Ausfuhr 187 000 Pfund — meist langfaserige, sog. Sea Island, bei welcher der Same nicht so fest haftet, die aber nur nahe der See gebaut werden kann — betrug, belief sich im Jahre 1794, also nur 1 Jahr nach Aufkommen der Cottongin, der Export auf 1 601 761, und schon 1795 auf 6 276 300 Pfund. Heute ist die Cottongin bereits durch weitere technische Verbesserungen überholt. In Indien verwendet man zur Trennung der Faser vom Samen ein halb maschinenartiges Instrument, die Churka, womit ein Mann und eine Frau täglich 28 Pfund reinigen. Mit der von einem Dr. Forbes erfundenen Churka produziert nach dem bereits genannten Gelehrten ein Mann und ein Junge täglich 250 Pfund. Wo Döfen, Dampf oder Wasser als Triebkraft gebraucht werden, sind nur wenige Jungen und Mädchen als Zulanger des Materials für die Maschinen nötig. Sechzehn dieser Maschinen, mit Döfen getrieben, verrichten täglich das frühere Durchschnittstagerwerk von 750 Leuten.

(Schluß folgt.)

Ehrenrettung des Esels.

Von Dr. Wilhelm Leucht.

Ehrenrettungen sind längst in die literarische Mode gekommen. Scharfsinnige Forscher und hervorragende Schriftsteller stellen sich die gewiß sehr respectable Aufgabe, die Alten von Persönlichkeiten, über welche Klio's Gerichtshof längst sein „Schuldig“ ausgesprochen hat, aufs neue gründlich zu untersuchen, in der Absicht, den Beweis ihrer Unschuld zu führen und ihre Namen von dem üblen Geruch zu befreien, den sie Jahrhunderte lang ausgeströmt haben. Die renommiertesten Bismarcker der Geschichte sind nicht davor sicher, eines schönen Tages von ihrem Pranger, der ihnen durch Zeit und Gewohnheit vielleicht so lieb geworden ist, wie ein ruhmbegehrtes Piedestal, in feierlichem Triumph hinweggeführt und den Tugendhelden eingereiht oder gar mit dem Ehrenkranz verkannter Größen gekrönt zu werden. Mit Tiberius, Lucretia Borgia, Tilly, Pastor Göze und anderen sind dergleichen Experimente bereits gemacht worden, sogar Drestes mußte sich neuerdings gefallen lassen, von einem Dr. Siegert sein dreitausendjähriges Renommée als Muttermörder angefochten zu sehen, und man darf wohl erwarten, daß auch die Herren Theristes, Herostrat, Nero, Rinaldo Rinaldini, Schinderhannes und Konforten noch an die Reihe kommen, sowie Damen vom Schlage der Medea, Klytämnestra, Messalina, Lady Macbeth, Katharina von Medici, Pompadour ihre Ritter finden werden. Je größer der Schuft, desto mehr Anspruch hat er auf Ehrenrettung, desto ruhmreicher ist es, Mohnenwäsche an ihm vorzunehmen. Und wie inbezug auf den moralischen Charakter, so auch hinsichtlich der Intelligenz. Wer bürgt uns z. B. dafür, daß die Abderiten wirklich — Abderiten waren und nicht vielmehr ein Ausbund von Scharfsinn und Witz, um desentwillen sie von den Athenern, die keinen Nebenbuhler neben sich dulden wollten, verschrien wurden. War doch der grundverständige Philosoph Demokrit, der über alle menschliche Torheiten gelacht hat, was gewiß das Geheiligteste ist, ein Bürger der guten Stadt Abdera, und ebenso müssen jedem gewissenhaften Geschichtsforscher über die Einfalt der guten Schildebürger gerechte Bedenken aufsteigen. Sogar des Tierreichs hat sich die Ehrenrettungswut bemächtigt, z. B. des Maulwurfs, des Regenwurms, wober Karl Vog's Vorlesungen über verläumdete und verkannte Tiere zu vergleichen, und es ist nicht undenkbar, daß auch die Ratte, die Trichine, die Wanze, der Bandwurm, die Laus und andere Gottesgeschöpfe gleicher Art ihre Ehrenretter finden werden. Kein Bürger im ganzen Tierreich aber scheint gegründeter Anspruch auf Ehrenrettung zu haben, als der vielverachtete, vielgeschmähte, vielgeschlagene Esel, und ich habe mir vorgezogen, meine literarischen Spuren an ihm zu verdienen und ihm zu derjenigen Reputation zu verhelfen, die ihm von Gottes- und Rechtswegen gebührt. Den nächsten Anlaß hiezu gab mir folgende Mitteilung aus dem Tierreich in einer Tierchutzzeitschrift, überschrieben:

Etwas vom dummen Esel.

Ein spanischer Landmann, welcher eine der Vorstädte Madrids bewohnte, hatte während langer Zeit die Gewohnheit, sich täglich zur Stadt zu begeben und einen mit Milchkrügen für seine Kundschaft behängten Esel mit sich zu führen. Eines Tages war der Bauer krank, und seine Frau schlug vor, den Esel allein die gewohnte Tour machen zu lassen. Sein Herr stimmte zu, die Körbe mit den Milchkrügen wurden dem Esel umgehängt, an ihnen ein Stück Papier befestigt, welches die Kunden sich selbst nach ihrem Bedarf zu bedienen und die Krüge und Körbe wieder hineinzustellen hat. Der Esel ging fort und kam nach Verlauf einer bestimmten Zeit mit den leeren Krügen an ihren Plätzen zurück. Der Eigentümer des Esels hörte nachher, daß der Esel an der Tür jedes seiner Kunden still gestanden, ohne sich ein einzigesmal zu irren, und daß er, wenn man ihn hatte warten lassen, die Hausglocke mit seinen Zähnen gezogen habe.

Aus dieser Erzählung, an deren Wahrhaftigkeit kein Grund zu zweifeln vorliegt, geht hervor, daß der Esel keineswegs so dumm ist, als er aussieht, und sie legt sogar den Gedanken nahe, daß er im Grunde ein verkapptes Genie ist, das, wie die Fronie, tiefe Weisheit unter der Maske der Torheit verbirgt.

Ich könnte noch manche ähnliche Begebenheit anführen; der wahren Gelehrsamkeit gilt jedoch die Autorität der Alten weit mehr als die Erleuchtung der Neuern und ein einziges gelährtes Zitat wiegt ein Duzend empirischer Belege auf. So sei denn vor allem darauf hingewiesen, daß es im Altertum keineswegs als Injurie angesehen wurde, wenn man jemand einen Esel nannte, sondern daß der also Titulirte wenn man vielmehr in hohem Grade geschmeichelt und geehrt fühlte, so daß das Attribut Esel etwa soviel besagte, wie heutzutage „Euer Wohlgeboren.“ An der Spitze unseres Beweisverfahrens siehe, wie es sich gebührt, das Buch der Bücher, die Bibel. Da lesen wir im Buche Genesis im 49. Kapitel, daß der Patriarch Jakob seine Söhne, die Stammväter des Volkes Israel, vor seinem Tode segnete. Wie noch heute seine Nachkommen ihre Geschlechtsnamen dem Tierreiche zu entnehmen lieben, so hat der sterbende Erzwater seinen Söhnen mit Vorliebe zoologische Attribute beigelegt; den Juda nennt er einen Löwen, (woher es vielleicht rühren mag, daß die Juden so viel Löwenmäßiges an sich haben), den Dan eine Schlange, den Naphtali einen schnellen Stirsch, den Benjamin einen reißenden Wolf und den Jasschar —

einen Esel: „Jasschar, ein knochiger Esel, gestreckt zwischen den Hüften.“ Auch der Fürst von Sichern, der Vater des verliebten Prinzen, dessen Abenteuer mit Jakobs einziger Tochter den männlichen Einwohnern von Sichern nicht nur ein Stück Haut, sondern noch das Leben kostete, wie gleichfalls im Buche Genesis zu lesen, hieß Chamor, d. h. Esel. Bei anderen semitischen Völkern mußte die Bezeichnung „Esel“ gleichfalls als ehrenhaft gegolten haben, wie hätte sich sonst der tapfere Kalif Merwan II. den „Esel Mesopotamiens“ nennen lassen? Ich möchte niemand raten, auch nur das kleinste europäische Potentätchen den Esel seines Ländchens zu nennen. Aber auch bei den Indogermanen mußte früher der Esel in gleichem Ansehen gestanden haben; vergleicht doch Homer den Njas, Sohn Telamons, mit diesem Tiere:

Wie wenn zum Feld ein Esel sich drängt und die Knaben bewältigt, Tragen Gangs, auf dem viel Steden zerstreuten ringsum; Jetzt eindringend zerraut er die Saat tief; aber die Knaben Schlagen umher mit Steden; doch schwach ist die Stärke der Kinder, Und sie vertreiben ihn kaum, nachdem er mit Fraß sich gesättigt: Also schwärmt um den Feld, den Telamonier Njas, Mutiger Troer Gewühl und fernberuener Helfer, Die auf den Schild die Lanzen ihm schmetterten, immer verfolgend. (Il. 11, 558—565.)

Wie würde ein moderner Poet anlaufen, wenn er von einem preussischen Offizier singen würde, er drang vor oder konzentrierte sich rückwärts wie ein Esel.

Sogar ein Philosoph, Kleantes, erklärte sich für einen Esel, weil er die Bürde seines Meisters Zeno trage. Wie manche Philo- und Zoologen, welche gleichfalls die Bürde früherer Autoritäten schleppen, hätten sich nach diesem Vorgang „Esel“ nennen dürfen, vielleicht mit größerem Rechte als Kleantes.

Am meisten Ansehen scheint der Esel bei den alten Indiern genossen zu haben, denn in den Vedas, besonders im Rigveda, werden ihm glänzende Attribute beigelegt. Auch glauben die Indier, welche der Lehre von der Seelenwanderung (Metempsychose) huldigen, daß die Seelen der Fürsten und Vornehmen nach dem Tode des Leibes in die Leiber von Eseln einwandern — in Europa scheint mitunter das Gegenteil der Fall zu sein — und eines der angesehensten Geschlechter Hinterindiens leitet seine Abstammung von einem Esel ab. Uebrigens hieß auch ein römisches Geschlecht Afnus, und der Vertraute des Julius Cäsar und des Augustus, C. Afnus Pollio, der ausgezeichnete Redner, Dichter und Historiker, der Gründer der ersten Bibliothek in Rom, schämte sich dieses Namens keineswegs. Aber auch noch im späten Mittelalter lebte in Schwaben ein adeliches Geschlecht, das sich Esel von Eselsburg schrieb, und noch zeigt man an der Brenz in Württemberg die Ruine der Eselsburg, wo dieses Geschlecht einst hauste.

Man ist fast versucht, anzunehmen, daß der Esel in Folge der Verachtung, welche ihn von Seiten seines Ritters, der den Namen homo tragenden Spezies der Primaten, so viele Jahrhunderte hindurch unverschuldet getroffen hat, degenerirt sei, und kein Geringeres als Oken spricht sich für diese Ansicht aus. Er schreibt: „Der zahme Esel ist durch die lange Mißhandlung so heruntergekommen, daß er seinen Stammeltern fast gar nicht mehr gleicht. Er bleibt nicht bloß viel kleiner, sondern hat auch eine mattere aschgraue Farbe und längere, schlaffe Ohren. Der Mut hat sich bei ihm in Widerpenstigkeit verwandelt, die Hirtigkeit in Langsamkeit, die Lebhaftigkeit in Trägheit, die Klugheit zur Dummheit, die Liebe zur Freiheit in Geduld, der Mut in Ertragung der Prügel.“ In der Tat soll der südliche Esel, vermöge der größeren Sorgfalt, die ihm stets zuteil wurde, ganz anders geartet sein als der unsrige. Besonders der ägyptische Esel ist nach Brehm ein schönes, lebendiges, außerordentlich seitziges und ausdauerndes Geschöpf, das in seinen Leistungen gar nicht weit hinter dem Pferde zurücksteht, ja in mancher Hinsicht dasselbe noch überbietet, so daß es keineswegs eine Blamage wäre, vom Pferd auf den Esel zu kommen. Vom arabischen Esel, welcher der schönste seiner Gattung sein soll, schreibt Bogumil Goltz ganz begeistert: „Etwas Nuzbarer und Braveres von einer Kreatur, wie dieser Esel, ist nicht denkbar. Der größte Kerl wirt sich auf ein Exemplar, das oft nicht größer als ein Kalb von sechs Wochen ist, und lebt es in Galopp. Diese schwach gebauten Tiere gehen einen trefflichen Paß; wo sie aber die Kraft hernehmen, stundenlang einen ausgewachsenen Menschen selbst bei großer Hitze im Trab und Galopp herumzuschleppen, das scheint mir fast über die Natur hinaus in die Eselmythologie zu gehen.“

Indessen behauptet ein Dichter, Richard Noos:

Daß es ein kräftiger Geschlecht von Menschen wie von Tieren Einst gab, läßt sich nicht wegphilosophiren. Doch sonderbar Und dennoch wahr, Au' ausgegrabenen Riesenknochen es belunden: Nie hat man größere Esel noch als jetzt gefunden.

Jedenfalls aber muß das Geschlecht des Esels in früheren Zeiten zuweilen ganz merkwürdige Exemplare hervorgebracht haben. Unter

diesen merkwürdigen Eseln der merkwürdigste ist gewiß der Esel oder vielmehr die Eselin Bileams, welche ihrem Herrn über die ihr ange-tane Mißhandlung so sanfte Borwürfe macht, ohne daß dieser sich über die gesprächige Eselin verwundert, ja er droht sogar, das merkwürdige Tier umzubringen, so daß man auf die Vermutung kommt, in den Salons, in welchen Bileam verkehrte, seien redende Eselinnen nichts seltenes gewesen. Bileams Eselin war vielleicht die Ahnfrau des Esels, welcher dem Augustus, nach Plutarch, den Sieg bei Aktium geweissagt hat. Im Altertum scheint überhaupt das liebe Vieh mitunter ein starkes Kontigent zur Junst der Propheten gestellt zu haben; wurde doch auch nach Homer dem Peliden sein naher Tod von seinen beiden Rossen Xanthos und Balios vorhergesagt. Bileams Eselin mußte übrigens noch einen höheren Grad in der Prophetie erlangt haben als ihr Herr selbst, der Prophet von Mesopotamien, denn sie sah den Engel, welchen Bileam selbst nicht sah. Kein Wunder, daß die Rabbinen diese Eselin unter andern außerordentlichen Dingen am sechsten Schöpfungs-tage in der Dämmerungsstunde geschaffen sein lassen*), und daß sie dieselbe mit dem Esel, der Abraham nach Moriah trug, als er seinen Sohn Isaak opfern wollte, ferner mit dem, auf welchem Moses seine Familie aus Midian zurück nach Egypten beförderte und endlich mit dem Esel, den einst der Messias reiten wird, identifizieren (Saltus Reu-beni Genesis 22, auch in der Neujahrsliturgie erwähnt). Ein Kom-mentar hat sogar aus dem Text eruiert, daß diese Eselin zugleich Bi-leams Konkubine war, was sehr glaubwürdig, denn wie würde sich sonst die große Zahl rebender Esel und Eselinnen erklären, da doch nicht alle am sechsten Schöpfungs-tage in der Dämmerungsstunde ge-schaffen sein können. Von einem anderen merkwürdigen Esel erzählt der Talmud. Er gehörte dem Wunderrabbi Phineas ben Jair und war so fromm, daß er Futter, von dem die priesterlichen Abgaben noch nicht abgetrennt waren, mit seiner Schnauze nicht berührte; gewiß ein rührendes Beispiel eselhafter Frömmigkeit. Gelegentlich sei auch erwähnt, daß wer nach der talmudischen Traumdeutung von Eseln träumt, ein bevorstehendes Glück zu hoffen hat; ohne Zweifel, weil Frau Fortuna von jeher die Esel mit besonderer Vorliebe in Protec-tion nahm. Wie manches edle Ross ist schon verhungert, indes die Esel stets ihr Futter fanden und sehr häufig im Ueberfluß schwelgen. „Der dümmste Bauer hat die graisste Krumbiare“ (der dümmste Bauer hat die größten Kartoffeln) lautet ein schwäbisches Sprichwort.

Aber nicht die Eseln und Heiden allein, auch die Christen hatten merkwürdige, gelehrte und fromme Esel. So z. B. berichtet die Legende des heiligen Florentinus, der König Dagobert, der ihn auf einem Esel reiten sah, versprach ihm ein Stück Land im Wald, um darauf eine Kirche zu bauen, und zwar so viel, als der Esel des Heiligen um-traben kann, während der König im Bade wäre. Der König aber hatte den Esel zu gering taxirt, denn dieser slog wie ein Greif um den ganzen Wald herum, und der Heilige war nun im Besitze des ganzen Waldes. Der heilige Bruno, der einmal einen Esel reitend in die Gegend von Quersfurt kam, konnte das Tier mit keinem Mittel weiter bringen. Endlich verstand er den Esel und bestimmte den Ort zur Wallfahrts-stätte unter dem Namen Eselstet und Eselwiese, wo noch jetzt ein großer Jahrmarsch abgehalten wird. Der heilige Rieule befahl einem Esel in Senlis, das Zeichen des Kreuzes in den Sand zu treten, wodurch alle bösen Geister von dort vertrieben wurden. Der große Philosoph Antonius Alexandrinus, der Lehrer der Kirchenväter Origenes und Porphyrius, soll sogar einen überaus gelehrigen Esel zum Schüler ge-habt haben, der mit den beiden genannten Jüngern gemeinschaftlich zu Füßen des Meisters saß, um dessen Weisheit zu lauschen, und es scheint, daß der Unterricht bei diesem nicht geringer anschlug als bei seinen beiden Mitschülern.

Die Ohren des Esels sind besonders Gegenstand des Spotts, so daß einst Apollo sich an dem Phrygertönig Midas nicht besser zu rächen wußte, als dadurch, daß er ihm Eselohren schuf. Midas hatte näm-lich die Kirnepharmakie des Orpheus besessen, so eine Art Straußfischer Walzer, der seinen Kammermusiker des olympischen Hofkapellmeisters Apollon vorgezogen. Das verzeiht kein Musiker, auch wenn er nicht R. Wagner heißt, und so wurden seine Ohren, wegen ihres schlechten Geschmacks, zu Eselohren verzaubert. Er hätte übrigens diese Strafe schon früher verdient, als er sich von dem Bacchus die Kraft ausbat, alles in Gold zu verwandeln, was seine Finger berührten. Es war gewiß gut gemeint von ihm, er wollte seinem Finanzminister alles Kopferbrechen über neue Steuern, seinem Reichskanzler eine Enttäuschung wegen eines etwaigen Tabaksmonopols eriparen. Aber er hatte nicht bedacht, daß er sich ein Danaergeschick erbeten hatte, indem sich auch Speise und Trank unter seinen Händen zu Gold verwandelte, wie uns dies Ovid in seinen Metamorphosen so drollig mitteilt, und noch schöner Christoph Schmidt in seiner Umdichtung der Ovid'schen Sage: „Der Holzhacker“:

„Er langet sein irdenes Krüglein herbei,
Wie schwer ist's! Wie schimmert's und funkt's! Ei, Ei!
Doch weh!, auch das Wasser gerinnet zu Gold,
Kein Tröpflein dem goldenen Krüge entrollt.
Er bricht von dem Brode, und beisset, o Graus!
Am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.“

So geht es im Grunde allen Mammonsknechten; das interesselose Wohlgefallen am Schönen, an Kunst und Natur, ist ihnen fremd, sie sind genötigt, alles unter dem Gesichtspunkt des Geldverdienens zu betrachten, das Brod des Geistes, der Wein der Poesie verwandelt sich diesen Gründer- und Börsejenseelen zu eitel Gold, sie müssen ästhetisch verschmachten. Eine ähnliche Sage haben auch die Mongolen. Ein König, erzählen sie, hatte vergoldete Eselohren. Jeden Abend mußte ihn ein Page frisiren und dieser wurde sogleich getötet, um das Ge-heimnis nicht zu verraten. Ein Page jedoch, der dem König einen feinen Kuchen brachte, den seine Mutter mit der Milch ihrer eigenen Brüste bereitet hatte, blieb verschont. Aber das Geheimnis drückte ihn so, daß er schwer krank wurde, weshalb er — wie bei Ovid — nach dem Räte seiner Mutter das Geheimnis in eine Grube im Wald hin-einsprach. Aber die Vögel hörten es und zwitscherten es weiter, und bald war die Sache rufbar. Doch der König, dem der Page den Her-gang mitteilte, verschonte denselben, als er eine Mütze erfand, welche die langen Ohren des Königs verbergte.

Es soll übrigens auch bis in die neueste Zeit hinein eine äh-nliche Ohrenbildung gar oft vorgekommen sein. Und doch haben auch Eselohren ihre Mission. So z. B. singt Bojardo im „Verliebten Roland“ VI.:

Nie sah man noch ein Werk von solcher Pracht,
Wie dieses reiche Werk! Ganz aus Juwelen
Von unschätzbarem Werte wars gemacht.
Statt Schwert und Spieß, die zur Bedeckung fehlen,
Hält dort ein goldbeschuppter Esel Wacht,
Der Ohren hat, ein jedes lang zwei Ellen,
Die er gleich einem Schlangenschwefel windet
Beliebig damit hält, und packt und bindet.

Das Geschrei des Esels klingt zwar nicht sonderlich lieblich, aber im Kriege der Götter mit den Titanen posante der Esel des Silenus zur Schlacht und befeuerte die Olympier mit Mut, und die Britten nennen sogar den Esel the King of Spains trumpeter (der Trompeter des Königs von Spanien).

Aber auch in der Kulturgeschichte der Menschen, nicht bloß der Götter, spielt der Esel eine hervorragende Rolle, vor allem in der Re-ligion. In Egypten mußte das Bild der Isis von einem Esel ge-tragen werden, vor welchem alles Volk niederkniete. In Rom war der Esel des Priapus geheiligt, wegen seiner priapischen Vollkraft. Wie häufig der Esel im alten und neuen Testament in Anspruch genommen wird und daß er sogar zum Träger des Messias auserkoren ist, ist be-kannt. Weniger bekannt sind die besonders in Frankreich üblich ge-wesenen Eselsfeste (Festa asinorum) zur Erinnerung an die Flucht der heiligen Jungfrau nach Egypten. Die schönste Jungfrau wurde mit Schmutz aller Art ausgestattet, mit einem Säugling im Arme auf einen Esel gesetzt und so von Priestern und Volk in die Kirche geleitet, wo der Esel mit seiner schönen Last am Altar aufgestellt wurde. Nun wurde Gottesdienst abgehalten, nach dessen Schluß der fungierende Priester dreimal wie ein Esel schreien mußte, auch das Volk, welches mit Amen erwiderte, ahmte dem Esel nach. Es galt als gutes Zeichen, wenn der Esel während des Gebetes seine Stimme ertönen ließ. Zuletzt wurde zu Ehren des Sire Asinus ein lateinisches Lied abgesungen, das mit den Worten schloß: Amen dicas Asine! wobei der hierauf dressirte Esel auf die Knie sank. In Persien soll sogar noch jetzt ein Esels-fest gefeiert werden.

In der Wissenschaft sind besonders viele Esel zur Berühmtheit gelangt, vor allem in der Philosophie, in welcher u. a. der Esel Buridans das Problem der Willensfreiheit lösen half. Der Philosoph stellte ihn gleich weit von zwei Bündeln Heu, um zu erfahren, nach welchem er sich wenden werde. Der Esel, der sich nicht entschließen konnte, da das Jünglein seiner Willenswage weder durch ein äußeres noch inneres Motiv bestimmt wurde, verharrte, wie es heißt, in dieser seiner Stellung, bis er seinen Geist aufgab.

In der Medizin nahmen die Esel seit alten Zeiten eine geachtete Stellung ein und die Onolatrie stand im Altertum und Mittelalter in hohem Ansehen. In vielen Krankheiten wurde Eselmilch verordnet, welcher man eine besondere Heilkraft zuschrieb, und man merkt es in der Tat der gegenwärtigen Generation oft sehr deutlich an, daß ihre Vorfahren stark mit Eselmilch genährt wurden. Römische Damen, wie auch die Französinen in den Zeiten Franz I. sollen Morgens zum Frühstück Eselmilch getrunken haben, ob aus Gesundheitsrücksichten oder vielleicht aus einer ähnlichen Ursache, welche sie bewog, Terpentint zu trinken oder um ihre Schönheit zu erhalten und aufzufrischen, bleibe dahingestellt. Letzteres ist wahrscheinlich, denn die Ärzte Roms berei-teten ein kosmetisches Mittel aus Eselmilch, dem sie eine verjüngende Kraft beilezten, wenn man damit Haut und Haar salbte. In Italien trinken noch heute die Lungenkranken Eselmilch, wie in Deutschland vom Volksglauben der Krautbrühe von Hundesfleisch eine Heilkraft gegen Schwindsucht zugeschrieben wird. In China wurde Brustleidenden ein Trank verschrieben, der aus der Haut eines schwarzen Esels bereitet

*) Sehn (Wunder-)Dinge, heißt es im Traktat der Väter, Kap. 6., wurden in der Dämmerungsstunde des sechsten Schöpfungs-tages geschaffen: 1. Der Mund der Erde, welcher die Koraditen verschlang. 2. Der Mund des Stummens, welcher den Israeliten in der Wüste aus einem heißen Wasser spendete. 3. Der Mund der Eselin. 4. Der Regenbogen. 5. Das Manna. 6. Der Esel. 7. Der Schamir, ein sabelhafter, kleiner Baum, der, auf einen Stein gelegt, denselben spaltet und daher beim Tempelbau, bei dem kein Eisen gebraucht werden durfte, verwendet wurde. 8. Die Schrift. 9. Der Griffel. 10. Die Gelegetafeln. Manche fügen noch hinzu: Die bösen Geister, das Grab des Moses und den Widder Abrahams. Andere reihen noch die Fänge an, mit welcher andere Fänge verfertigt wurden.

wurde, welche nur im Mittelalter auch in Europa sich einbürgerte. Aus dieser ausgedehnten Praxis des *asinus medicinalis* erklärt es sich, daß die ärztlichen Doktor diplome früher auf Efelshaut-Pergament angefertigt wurden.

Aber nicht nur natürliche, sondern auch übernatürliche Kräfte wurden dem Efel früher zugeschrieben. So z. B. erzählt Diogenes Laertes, daß der als Seher, Wundermann und Zauberer berühmte Philosoph Empedokles, den Einwohnern von Agrigent, die von bössartigen Stürmen heimgesucht wurden, den Rat erteilte, Säcke von Efelshaut auf die Gipfel der Berge zu bringen, wodurch die schädlichen Winde gebannt würden, eine Wirkung, die noch jetzt von den orthodoxen Juden den Palmzweigen, die sie an ihrem Laubbüttenfest nach allen Seiten bewegen, beigelegt wird. Bedenkt man, daß der Philosoph Empedokles sich selbst als einen unsterblichen Gott besingt (Ed. Karstens v. 389 ff.), so klingt dieser eheselste Grogismus garnicht ungläublich. Noch mehr; nach dem alten Schriftsteller Elian trug ein Efel an seinem Halse eine Art Amulet, welches die Eigenschaft hatte, die ältesten Greise wieder jung zu machen. Befagtes Amulet wurde von Zeus demjenigen versprochen, der den Prometheus, welcher den Gott der Götter bekanntlich geprellt hatte, in seinem Versteck auffunde. Als einmal der Efel an einer Quelle seinen Durst löschen wollte, fand er diese von einer Schlange belagert, welche ihm den Zutritt verweigerte, bis ihr der Efel das Amulet gab. Dadurch erhielt die Schlange die Kraft, sich alljährlich durch Häutung zu verjüngen.

Efelmilch könnte man eigentlich den Wein heißen, so gut wie Milch der Greise, denn der Efel soll nach einer Tradition den Menschen die Pflanzung des Weinstocks gelehrt haben und in Nauplia zeigte man an einem Felsen das Bild eines Efels, der den Schnitt der Rebe demonstriert. Vielleicht rührt daher die sprachliche Verwandtschaft von Wein und Efel im Griechischen: *onos* Efel, *oinos* Wein, auch im Chaldäischen heißt *chamra* Efel und *chemer* Wein.

Bei der großen Anzahl von Eseln, welche in der Wissenschaft Unsterblichkeit errungen haben, hat jener Knabe unbewußt eine Wahrheit ausgesprochen, als er übersezte: *Corpus mortalis est, animus immortalis*. „Der Körper ist sterblich, der Efel aber ist unsterblich“; er verwechselte nemlich *animus* mit *asinus*.

Fassen wir schließlich noch den Charakter des Efels ins Auge, so werden wir in ihm eines der liebenswürdigsten Geschöpfe finden, das auch als moralisches Vorbild aufgestellt zu werden verdient. Wie groß ist nur seine Genügsamkeit, diese Kardinaltugend, welche so viel Unheil verhütet. Mit der schlechtesten Nahrung, mit der kärglichsten Kost begnügt er sich. Gras und Heu, welches eine wohlgezogene Kuh mit Ab-

scheu liegen läßt, und das Pferd unwillig verschmäht, sind ihm noch Lederbissen; nimmt er ja mit Disteln, dornigen Sträuchern und Kräutern vorlieb. Eine ebenso schöne Eigenschaft ist seine Reinlichkeit im Saufen. Er rührt kein Wasser an, welches nur schwach getrübt ist. Salzige, brackig darf es, rein muß es sein, und in Wüsten hat man daher große Not mit dem Efel, weil er, allen Durstes ungeachtet, nicht von dem trüben Schlauchwasser trinken will. Und ist nicht sein Eigensinn im Grunde ebenfalls eine Tugend, zeigt sie ihn nicht als festen Charakter, der sich von den einmal gefassten Grundsätzen nicht abbringen läßt, weder durch gute Worte noch durch Drohungen und Schläge: *Si fractus illabatur orbis impavidum ferient ruinae* („Selbst wenn der Himmel krachend zusammenstürzte, träfen die Trümmer ihr unerschrocken Herz.“) Warum zeigt sich diese edle Eigenschaft so selten in unserem politischen Parteilieben, wo doch sonst Efelhaftigkeit genug herrscht?

Betrachten wir auch noch seine Außenseite. Sein schwer zur Erde gesenkter Kopf, sagt Waber, sein bedächtiger Schritt, seine einfachen, ins Große gehenden Gesichtszüge, sein schlächter, grauer Leberrock, machen ihn zum leibhaftigen Bilde eines Philosophen, zum Stoiker des Tierreichs. Wie die Stoiker schreitet er gravitativ dem Ziel entgegen, das ihm das Schicksal von ferne zeigt, beladen mit schweren Säden, gesüßert mit Disteln, geprügelte sogar, aber unempfindlich gegen allen Schmerz — ganz stoisch. Alle Gelehrten sollten ihn en médaillon tragen, statt daß man ihn den kleinen, lebhaften Jungen anhängt zur Beschimpfung.

Armer Efel! Tröste dich mit dem Vogel, den das ungerechteste und undankbarste aller Geschöpfe, der federlose Zweifüßler, nach Platons Definition der Mensch, dieselbe Rolle unter den gefiederten Zweifüßlern spielen läßt, wie dich unter den ungefederten Bierfüßlern: mit der Gans. Sie, die den Römern einst das Capitol gerettet hat, deren Fleisch eine ganze Symphonie von Wohlgeschmäckern gewährt, da jeder Teil seine eigene Geschmacksfarbe hat, sie, welche mit ihrem Flaum den Menschen so weich und warm bettet, deren Federn bis auf die Neuzeit dazu dienen, Wort und Gedanke zu verkörpern, Wahrheit und Weisheit den Nachkommen zu vererben und so den Ertrungenchaften der Kultur Fesseln anzulegen, sie wird als dumme Gans verachtet, der goldenen Freiheit beraubt, in einem engen Käfig gefangen gehalten, durch das barbarische Stopfen künstlich krank gemacht und des Genusses natürlichen Freiens beraubt, damit der unerfüllliche Fresser Mensch in der pathologisch vergrößerten Leber eine weitere Delikatesse erhalte und recht viel Fett aus ihrer zarten Haut gewinne.

Keine rohere, barbarischere Bestie als der Mensch.

Iwan III. und die Boten von Han Achmat. (Illustration siehe Seite 32 u. 33.) Während der 43jährigen überaus ereignisreichen Regierungszeit Iwans III. Wassiljewitsch (1462—1505) stieg das Ansehen und die Macht Rußlands zu einer bis dahin nie gekannten Größe. Rußland trat in den europäischen Staatenverein ein und erhielt nach außen politisches Ansehen und Gewicht. Es machte sich von seinen fremden Gebietern los, freilich um der Sklav seiner eigenen Fürsten zu werden. Künstler finden daselbst eine günstige Aufnahme, denn Iwan Wassiljewitsch rief Architekten, Ingenieure, Glockengießer, Hüttenmeister, Goldarbeiter, Aerzte u. s. f. aus Deutschland und Italien unter großen Belohnungen in sein Land. Das Christentum dringt bis in die entferntesten, wildesten Gegenden. Deutsche entdecken am Zymlafluß mächtige Silber- und Kupferminen; das weite Sibirien öffnet sich und erkennt Rußlands Herrschaft; die beiden mächtigen Feinde, Litthauen und die Tartarenhorde, die wie drohende, schwere Gewitterwolken Rußland umlagerten und es von Europa und Asien absperrten, wichen zurück; das Heer ist befeelt von Stärke, Ordnung und kriegerischem Geist; in den Gerichtshöfen waltet Gerechtigkeit neben strengen Gesetzen, harte Strafen schreden die Verbrecher; ein lebendiger Handel aber weckt überall die ruhenden Kräfte, verbreitet Wohlstand und öffnet den freien Künsten die so lange verschlossenen Tore. Freilich lastet noch dicke Nacht auf dem Volke und den Großen, grassende Unwissenheit, finsterner Aberglaube und roheste Denkart beherrschen die Menge; aber auch im übrigen und Europa begann damals das Licht der Aufklärung erst schwach und schüchtern aufzukämmern. — Man darf daher behaupten, daß von nun an die Geschichte Rußlands eine ganz andere Gestalt annimmt. Sie an die Geschichte Rußlands eine ganz andere Gestalt annimmt. Sie an die Geschichte Rußlands eine ganz andere Gestalt annimmt. Sie an die Geschichte Rußlands eine ganz andere Gestalt annimmt. Sie an die Geschichte Rußlands eine ganz andere Gestalt annimmt.

wäre“ (Strahl, Geschichte von Rußland). — Eine der wichtigsten Thaten Iwans war die Befreiung seines Reichs von der Zinspflicht der Mongolen und Tartaren. Nach der blutigen Schlacht an der Kalka (1224) waren dieselben bis zum Dniepr vorgezogen. Fünfzehn Jahre später setzten sie ihre Eroberungszüge fort, stürmten Kiew, den glänzenden Herrscherzitz, mordeten die Einwohner und legten die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Denkmälern alter Kunst, mit ihrem Welthandel und ihrem Reichtum in Asche. Dann eroberten sie alles Land vom Dniepr bis an die Weichsel und machten zuletzt, nachdem sie Süd- und Westrußland in eine Wüste verwandelt, das ganze Reich zinspflichtig. Der Groß-Chan der goldenen Horde von Kapttschak, dessen Residenz und Stanzlager im Osten der Wolga war, erhob zwei Jahrhunderte einen drückenden Tribut von den russischen Fürsten und ihren Untertanen und schaltete als Oberrichter und Gebieter über Land und Leute. Die ersten Feindseligkeiten zwischen Iwan und dem Chan der goldenen Horde Achmat brachen 1472 aus. Achmat rückte vor Aleskin, verbrannte es und tötete die Einwohner, die sich tapfer verteidigt hatten. Aber des Großfürsten 180 000 Mann starke Armee, die sich an den Ufern der Oka zeigte, setzte den Chan in Staunen und Furcht. Langsam konzentrierte er sich rückwärts, in der Nacht aber ergriff er die Flucht und zog sich in seine Kaimen (Gordnenlager) zurück. Trotzdem hielt sich der Chan immer noch für den Oberlehnsherrn von Rußland, er verlangte sogar Tribut vom Großfürsten und ließ ihn 1477 durch einen eigenen an ihn abgeschickten Gesandten, Ramens Botschjul, auffordern, daß er selbst zu ihm kommen und ihn als seinen Jar begrüßen solle. Dies tat nun Iwan nicht, er ließ sich aber entschuldigen, und es ist wahrscheinlich, daß er durch reiche Geschenke, die er in die Horde schickte, Achmat zu beruhigen suchte. Diese Nachgiebigkeit war begründet, denn noch war der Chan sehr mächtig und Iwan durfte es damals nicht wagen, sich mit ihm in einen schweren Kampf einzulassen. Der stolzen Großfürstin Sophie war aber dies Verhältnis sehr drückend und da die tartarischen Gesandten zugleich mit dem Großfürsten im Kremel zu Moskwa wohnten, so erkannte die kluge Griechin eine List, sich von der lästigen Nachbarschaft zu befreien. Sie bestach durch Geschenke die Gemahlin Achmats und schrieb ihr, daß sie eine Erbscheinung gehabt habe, in Folge welcher sie eine Kirche auf der Stelle, wo jetzt das tartarische Haus stehe, zu erbauen wünsche, was ihr auch gewährt wurde. Das Haus ward abgebrochen, den Tartaren aber kein anderer Platz im Kremel wieder angewiesen. Inzwischen war Iwan bemüht, die inneren Zwistigkeiten in der goldenen Horde beständig zu unterhalten, und als er durch ein mit der Krim geschlossenes Schutz- und Trutzbündnis sich stark genug fühlte,

zeigte er dem Chan Achmat eine ganz andere Haltung. In der kasanschen Kronik heißt es, der Großfürst Iwan III. habe das ihm in Moskwa vom tartarischen Gesandten übergebene Bild des Chans zerbrochen und mit Füßen getreten, auch die tartarischen Gesandten bis auf einen töten lassen und dadurch den Krieg mit Achmat veranlaßt, welcher 1480 ausbrach. Diese Scene hat sich unser Bild zum Vorwurf genommen und mit drausiger Lebendigkeit dargestellt. Wir sehen die Statuette des Chans am Boden liegen, während Iwan sich zornig erhoben hat und sich den Gesandten als derjenige zeigt, wozu ihn seine Zeitgenossen gestempelt haben, als der Furchtbare, den die Geschichtsschreiber folgendermaßen schildern: „Vor seinem Geist und Willen zitterte das ganze Haus und Volk; schüchterne Frauen sollen vor seinem zornigen Blick in Ohnmacht gesunken sein, selten oder nie soll ein Wittsteller sich seinem Thron zu nahen gewagt und keiner der Großen an der fürstlichen Tafel sich erküht haben, ein Wort dem andern zuzusüstern oder seinen Platz zu verlassen, wenn zufällig der Herrscher, überladen von Speise und Trank, in Schlaf versiel und ganze Stunden lang schlummerte.“ — Im Sommer 1480 rückte Achmat langsam mit einem ungeheuren Heere gegen Rußland an die Ugra vor, begleitet von seinen sechs Söhnen und vielen Murzen (Fürsten). Die russischen Truppen nahmen einen Raum von zehn deutschen Meilen ein und schlugen am 3. Oktober den feindlichen Vortrab, der über die Ugra setzen wollte, zurück. Am 8. Oktober zeigte sich die ganze Hauptmacht der Tartaren an diesem Fluß. Man focht aber nur aus der Ferne, die Tartaren mit Pfeilen, die Russen mit Feuertgewehr und Pfeilen. Drei Tage lang wiederholte sich der Kampf, keiner wich und alles blieb unentschieden. Als endlich die starken Fröste eintraten und der Fluß mit Eis bedeckt wurde, die Russen aber den Uebergang der Tartaren fürchteten, befahl der Großfürst seinen Truppen, sich in die Ebenen von Borowst und Kremenez zurückzuziehen, weil diese ihm zu einer Schlacht geeigneter als die Ufer der Ugra schienen. Im Grunde mochte es Kleinmuth gewesen sein, der ihm diesen Befehl eingab; denn auf der größeren Ebene konnte ja das zahlreiche berittene tartarische Heer sich weit besser ausbreiten, als an der Ugra und der Feind hätte hier den Vortheil des Terrains gehabt. Das scheinen auch die russischen Truppen eingesehen zu haben, denn Furcht ergriff sie und statt eines regelmäßigen Rückzugs nahmen alle eine schmachvolle Flucht. Als am anderen Morgen die Tartaren die Ufer der Ugra von den Russen verlassen sahen, fürchteten sie eine List und einen Hinterhalt und stoben ebenfalls über Hals und Kopf. Da sah man nun eines der seltensten Ereignisse in der Geschichte, daß zwei große Heere vor einander stoben, ohne recht zu wissen warum. Achmat zog sich bald darauf in seine Steppen zurück, wo seine Gegenwart sehr notwendig geworden war. Denn während er mit seinen Truppen an die Ugra zog, war ein russisches Heer auf Iwans Befehl in die von Verteidigern entblößte Horde eingefallen. Diese kluge Maßregel hatte ihre Wirkung nicht verfehlt, denn sie zogen Achmat von Rußland zur Verteidigung seiner eigenen Horde ab. Allein er kam zu spät, er fand die Russen nicht mehr, denn diese waren mit schwerer Beute beladen schon wieder in ihre Heimat zurückgekehrt. In demselben Jahre noch wurde Achmat schlafend in seinem eigenen Zelt von einem anderen Feind getödtet. Die goldene oder kaptischakische Horde aber ward nun zerstreut und Rußland von ihren schmachvollen Fesseln befreit. Achmats Söhne und Nachfolger wagten nicht mehr, ihr Haupt gegen Rußland zu erheben, und Sarai, der Sitz der goldenen Horde, sank in Asche und ward verwüstet. Ihre Ruinen stehen noch heute trauernd da und mahnen an ihre einstige Größe.

Bettelmonche. (Illustration Seite 40 und 41.) Warum sie wohl nicht durch die Thüre eintreten, um die Küche in majorem dei gloriam zu brandstücken? Schüchternheit ist es gewiß nicht, denn Schüchternheit weht nicht im Lexikon eines Mönchs und am wenigsten eines Bettelmönchs. Doch die Gottesmänner wissen warum, sie wollen dem reichen Hausbesitzer keine Gelegenheit geben, sich an ihren gesalbten Leibern zu verjüngen und sie auf unanständige Weise die Treppe hinauf zu befördern, womit er sie im Wiederbetretungsfalle bedroht hat. Früher, ja, da war ihnen dieses Haus ein Eldorado, mit dem besten, was Küche und Keller beut, wurden jedesmal ihre Körbe gefüllt, denn die Frau des Hauses, eine zarte, schwächliche Dame und gutgläubige Katolikin, ließ die Diener des Herrn niemals anders als reich beladen von dannen ziehen, gewiß, sich damit der Huld der heiligen Jungfrau zu versichern. Die Mönche ihrerseits ließen es an Dankbarkeit nicht fehlen. In alle interne Fragen ließen sie sich einweihen, die intimsten Angelegenheiten wußten sie auszuipioniren, um ihren geistlichen Rat zu spenden und das Haus vor Satan und seinen Fallstricken zu bewahren. Der Hausherr hatte sie

lange gewähren lassen, er gönnte seiner Frau das fromme Spielzeug; manche Ehemänner haben es ja gern, wenn ihre Weiber ein bisschen gläubig sind und ihre physischen Unpäßlichkeiten mit Medikamenten aus der Apotheke der Kirche zu heilen suchen, anstatt ihre Männer, die für weibliche Seelenleiden wenig Verständnis haben, damit zu quälen. Als es aber einmal die Kuttenträger mit der Geistlichenratspendung ein bisschen zu bunt getrieben hatten, da rissen dem Hausherrn „alle Knöpfe an der Hohe der Geduld“ und er wies ihnen die Zähne. Das war beim letztmaligen Terminiren (so bezeichneten die Klöster das Einfameln und Abgeben); und als sie diesmal an dem Hause vorüberkamen, da standen sie da und schauten es wehmütig an, wie Adam und Eva, als sie wegen politischer Verdächtigkeit aus dem Paradies ausgewiesen waren. Da hören sie von oben eine süße Silberstimme. Sie sehen hinauf und erblicken die schmutze Köchin, die ihnen schelmisch zuruft, wenn sie heraufkommen, so erhalten sie ein Häselein und eine Ente. Wie da den Patern der Mund wässert! Aber was tun? Sollen sie in das Haus kommen wie Falstaff aus dem Hause der Frau Ford, in Weiberkleidern? Das geht aus verschiedenen Gründen nicht. Indes die Intelligenz ist zwar nicht ihre stärkste Seite und ihr Geist sieht zu ihren Väuchen im umgekehrten Verhältnis, aber der Herr verläßt die Seinen nicht und der heilige Geist gibt ihnen einen Gedanken ein. Vielleicht aber war es nicht der heilige Geist, sondern der Scharfsinn des Wagens; denn nicht die Liebe allein, sondern auch der Appetit macht erfindereich. Item, sie machen es wie der Blinde und der Lahme in der Fabel und bilden mit der Köchin die köstliche Gruppe, welche unser Bild vorführt. Uns bangt nur davor, wie der kühne Steiger mit seinem Korb wieder auf ebene Erde gelangen wird. Er wird einen verzweifelten Saltomortale von dem Rücken seines Kollegen machen müssen. St.

Der bleibt ein Taugenichts. (Illustration Seite 49.) Was hast verbrochen, kleiner Schelm, daß dir der würdige Schulmeister ein so ungünstiges Prognostikon stellt? Hast du die unregelmäßigen Verba zum wiederholtenmal nicht gelernt, hast du die unverzeihliche Sünde begangen, ut mit dem Inditatio zu konstruiren; oder die noch unverzeihlichere, das Datum der Schlacht bei Sedan mit dem der Schlacht bei Wörth zu verwechseln? Oder hast du gar Schabernack getrieben, Matkäter in der Schule fliegen lassen, dem Magister hinterrücks Männchen gemacht oder seine ehrwürdige Hohe mit Fuch an der Katederbank festgehalten? Was es auch gewesen sein mag, es wird dir diesmal nicht geschenkt bleiben. Auf des Vaters Antlitz ist ein böses Gewitter im Anzug und seine in die Seite gestemmen Arme weisen nichts Gutes. Torheit ist geknüpft an das Herz des Knaben, der Stod wird sie entfernen. Wie er da steht, der Delinquent, eine Mischung von Schulbenurtheil, Troz und Furcht, den besonders bedrohten Körperteil dacht an den Pfosten pressend. Sei getroßt, erregter Vater, dein Sohn wird kein Taugenichts werden, wie der pedantische Schwarzlehrer prophezeit. Wenn du im Verein mit dem Schulmeister alles Feuer, allen Uebersturz an Kraft aus ihm hinausgeprügelt haben wirst, wird das wilde Füllen ein zahmes Roß, eine gelegte, fromme Mähre werden, ein sehr gutgefunter Philister und brauchbarer Staatsbürger, und er wird vielleicht einmal den roten Akerorden vierter Klasse im Knopfloch tragen und Vorstand eines konservativen Vereins sein und der Wiedereinführung der Prügelstrafe das Wort reden, die sich einst an ihm selbst so vortrefflich bewährt hat. St.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Militär und Adel in China. Einige Kapitel seines nächstens erscheinenden neuen Buches widmet Prschewalsky dem chinesischen Militär. Er fällt ein äußerst ungünstiges Urtheil über dasselbe. Der chinesische Soldat ist seiner Ansicht nach sehr verweichlicht und zeigt mehr Neigung zum Opiumrauchen als zu kriegerischen Uebungen und Tugenden. Mit der Schußwaffe geht er schlecht um, die Offiziere sollen meist garnicht zu schießen verstehen. Diebstahl und Bestechlichkeit blühen, zumal da die Vorgelegten ein schlechtes Beispiel geben. — Man hat sich oft über die Titel gewundert, welche den Chinesen nach ihrer Ankunft zumteil in Europa beigelegt wurden und das Prädicat „Marquis“, welches man seiner Erzellenz Tsang Hu-Yeh gab, hat sogar eine englische Zeitung dazu gebraucht, einige mehr schöne als sachgemäße Betrachtungen über die Eitelkeit der Welt zu veröffentlichen. Dem tritt der North China Daily News entgegen, indem er darauf aufmerksam macht, daß seit dem die Fremden mit den Chinesen in Berührung gekommen sind; die Titel Kung, Hu, Poh, Tsz ziemlich zweckmäßig durch Herzog, Marquis, Graf, Burggraf und Baron wiedergegeben worden sind.

Inhalt: Am Nordpol. Nach dem Englischen von B. Oliverio. (Fortsetzung.) — Die russischen Juden in den Gegenden der schlimmsten Judenhezen und die jüdischen Ackerbaukolonien. Von C. Lübeck. (Fortsetzung.) — Fellahweib. — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Bogler. (Fortsetzung.) — Walter Scott. Sein Leben und seine Werke. Von George Winter. — Unsere höhere Jugendbildung. Nach dem Vortrag Dubois-Reymonds über „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft“ und wider ihn. Von Bruno Geiser. (Schluß.) — Die Baumwollindustrie und ihre Bedeutung. Kulturgeschichtliche Skizze von H. Schlüter. — Ehrenrettung des Geiß. Von Dr. Wilhelm Leucht. — Iwan III. und die Boten von Han Achmat. (Mit Illustration.) — Bettelmönche. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Militär und Adel in China. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktions-Korrespondenz. — Mannichfaltiges. — Gemeinnütziges.